

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

## Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1939

---

Nr. 7

---

Hermann Escher

1857—1938

Von

Felix Burckhardt

Zürich 1939

Kommissionsverlag von Beer & Cie.

## Neujahrsblätter der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caspar Hirzel, der ältere. Von Bruno Hirzel.  
1918. Aus dem Briefwechsel Paul Asters mit Naturforschern und Medizinern.  
Von Wilhelm Dechßli.  
1919. Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek.  
Von Hermann Escher und H. Fieg.  
1922-1923. Geschichte der Stadtbibliothek Zürich. Von Hermann Escher. 2 Hefte.  
1924. Adolf Tobler, 1850—1923. Von Hermann Escher.  
1939. Hermann Escher, 1857—1938. Von Felix Burckhardt.

---

### Preise:

1917 und 1918 je Fr. 2.—; 1919, 1922 und 1923 je Fr. 3.—; 1924 Fr. 3.50,  
1939 Fr. 3.50.

---

TU 200 a Expl 2

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

## Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1939

---

Nr. 7

---

### Hermann Escher

1857—1938

Von

Felix Burckhardt

Zürich 1939

Kommissionsverlag von Beer & Cie.

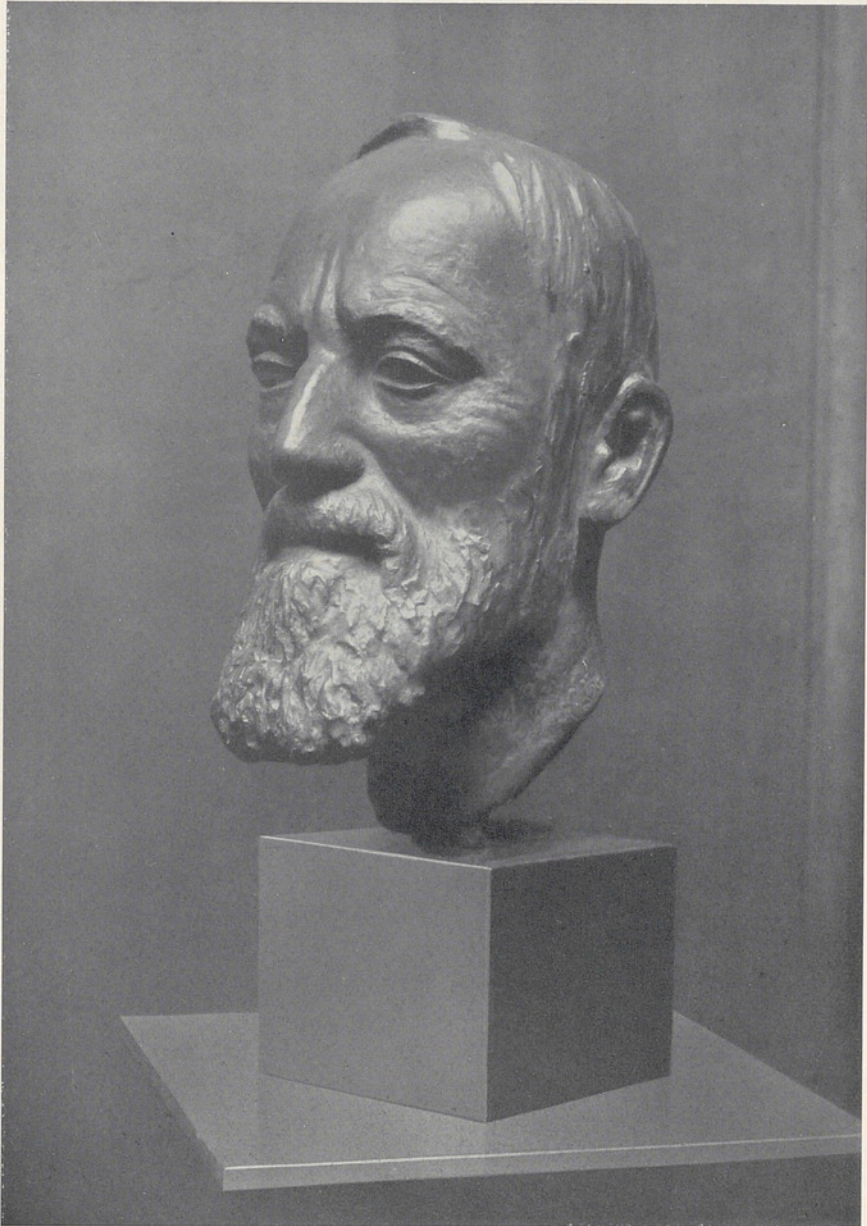
g. 1979, 0340  
46  
1

## Zum Geleit.

Nur zögernd legen wir diese Lebensskizze Hermann Eschers in die Hände seiner Freunde. Sind wir uns doch dessen wohl bewußt, daß sie weder die Fülle des Wirkens noch die Tiefe des Wesens des Verstorbenen ausschöpft. Wohl durfte der Verfasser während dreißig Jahren im Kreise und an der Seite Eschers arbeiten. Aber bei dem großen Altersunterschied und bei einer zum Teil eben durch diesen Abstand, zum Teil durch Charakteranlage bedingten vielleicht nur allzu großen Zurückhaltung auf beiden Seiten wagte er kaum je in die Wesensgebiete vorzudringen, die jeder Mensch vor der Umwelt zu hüten pflegt und die auch Escher mehr erraten ließ, als daß er sie offenbarte. Eine weitere Schwierigkeit lag darin, daß größere Abschnitte der Wirksamkeit Eschers, insbesondere als Bibliothekar, zwar bereits ihre Darstellung gefunden haben, sei es durch ihn selbst in den als Neujahrsblätter der Zentralbibliothek veröffentlichten Arbeiten über die Geschichte der Stadtbibliothek Zürich und die Entstehungsgeschichte der Zentralbibliothek, sei es in den Festschriften zu seinem siebenzigsten Geburtstag im Jahre 1927 und bei seinem Tode, daß sie aber selbstverständlich auch hier ihren Platz finden mußten. Das unveröffentlichte, von der Familie des Verstorbenen in freundlichster Weise uns überlassene Material gestattete uns, bekannte Tatsachen in neuer Formulierung und unter Beifügung unbekannter Züge darzubieten. Aufschlußreich sind vor allem die Erinnerungen, die Escher in seinem letzten Lebensjahre mit erstaunlicher Gedächtnistreue und gewohnter Gestaltungsgabe diktiert hat. Sie umfassen die Jugendjahre, die Studienzeit, die ersten Jahre auf der Stadtbibliothek, die Archivreisen, dann, in einem zweiten Abschnitt, die Arbeiten für das große Werk der Zürcher Bibliotheksvereinigung. Ergänzend trat hinzu ein autobiographischer Schulaufsatz aus der Gymnasialzeit. Eine Fülle persönlicher Züge aus der Studienzeit, von den Reisen und aus den Ferien enthalten die Briefe an die Eltern; Blicke ins Berufsleben, in die historiographische Tätigkeit und hie und da auch in das Innere eröffnen die Briefe an Freunde, die nach dem Tode der Empfänger wieder in Eschers Hand zurückgegeben wurden und sich in seinem Nachlaß vorfanden. Freilich ist nur wenig von der umfangreichen Korrespondenz Eschers erhalten; die an ihn gerichteten Briefe hat er größtenteils vernichtet.

Wir sind der Versuchung nicht aus dem Wege gegangen, unsere Darstellung mit anekdotenhaften Zügen zu durchflechten, wenn sie uns charakteristisch schienen. Nicht daß wir einen „Hermann Escher en pantoufles“ hätten schreiben wollen; das hätte dem Wesen dieses Mannes nicht entsprochen. Aber neben der amtlichen und nebenamtlichen Berufstätigkeit, hinter die Escher seine Person zu Lebzeiten ja so sehr zurückstellte, durften nun gerade die aufschlußreichen persönlichen Züge nicht fehlen. Mögen so diese Blätter dazu beitragen, das Andenken nicht nur an den genialen Bibliothekar, sondern auch an den guten und verehrungswürdigen Menschen lebendig zu erhalten.





Phot. E. Lind

Hermann Escher

Bronzebüste von A. Abelsanz in Zürich, 1935

(Eigentum der Zentralbibliothek Zürich)



## Jugendjahre

1857—1876

Sermann Escher hat im Jahre 1935, bei Anlaß des 550jährigen Jubiläums der Einbürgerung des Stammvaters der Escher vom Glas in Zürich, eine Arbeit über die Geschichte seiner Familie veröffentlicht. Sonst hat er sich — und das ist für ihn charakteristisch — mit Familiengeschichte nicht befaßt oder gar schriftlich oder mündlich Aufhebens davon gemacht, daß er einem der angesehensten Geschlechter Zürichs angehörte. Vielmehr fühlte er diese Zugehörigkeit wie jede andere ihm zuteil gewordene Gabe als eine strenge Verpflichtung. „Mit dem guten Namen, den uns die Familie als Erbe früherer Generationen übermittelt, geht es wie mit dem eigenen: er zwingt uns, das wirklich zu sein, als was wir nach außen gelten. ... magis esse quam videri.“ Auch das Vorbild einzelner Ahnen war ihm tief verpflichtend. Etwa das des charaktervollen Bürgermeisters Heinrich Escher, der die Würde Zürichs dem französischen Sonnenkönig gegenüber wahrte, und ganz besonders das seines Urgroßvaters, des Seckelmeisters Johan Caspar Hirzel zum Rech. Als Erbe von Generationen von Männern, die umsichtig, besonnen und sparsam die Ämter des alten Zürich verwalteten, hat der Nachfahr mancherlei Gaben mitbekommen, seine ungewöhnliche Organisations- und Verwaltungsgabe, seine Leichtigkeit der formalen Behandlung der Geschäfte, sein Geschick, Verhandlungen nicht nur zu leiten, sondern auch diplomatisch nach seinen Absichten zu lenken, die Verbindung von Grundsatztreue in wichtigen und Beweglichkeit in nebensächlichen Fragen, endlich den haushälterischen Sinn in der Verwaltung des ihm anvertrauten Gutes.

Für Lebensauffassung und Lebensführung aber war für Escher sein nächster Vorfahr, der Vater, bestimmend. Zweimal hat er dessen Bild entworfen; zuerst in einer Skizze, die offenbar als Unterlage für die Personalien bei der Bestattungsfeier im Jahre 1891 diente, und dann wieder in seinem eigenen letzten Lebensjahre.

Caspar Escher wurde 1807 geboren. Er wandte sich der Technik zu und machte seine Lehre bei Escher Wyß & Co. in Zürich. Durch eine Maschinenlieferung an eine Spinnerei der Firma Züblin, Alfelmeyer & Co. in Neapel und Salerno wurde der junge Techniker mit zwei Brüdern Züblin von St. Gallen bekannt, die ihn 1831 zum Eintritt in ihr Etablissement in Salerno bewogen. Dort rückte er schon vier Jahre später zum Teilhaber vor und verheiratete sich 1842 mit Rosina Züblin. Geschäftliche und persönliche Gründe veranlaßten das Ehepaar, mit ihren fünf Kindern von Salerno wegzuziehen. Der Vater nahm Stellungen als Fabrikdirektor in Chiavenna, Reutte im Tirol und Chur an. Diese Wanderjahre währten von 1854 bis 1865. Darauf zog die Familie nach Zürich, wo der Vater zunächst die Vertretung einer Versicherungsgesellschaft übernahm, nach einigen Jahren aber sich ausschließlich privaten, freiwillig übernommenen Arbeiten widmete, so bei kirchlichen und gemeinnützigen Institutionen, namentlich aber als Konservator der Sammlungen der Antiquarischen Gesellschaft. Daß diese sich unter dem gleichen Dache wie die Stadtbibliothek, im Helm- und Wasserhause befanden, blieb nicht ohne Bedeutung für die spätere Berufswahl des Sohnes.

Wie man sieht, griffen die Interessen Caspar Eschers weit über die Gedankenwelt seines technischen Berufes hinaus. Freilich scheint ihm die Gabe leichter Mitteilung versagt gewesen zu sein; auch eignete ihm ein durchaus lehrhafter Zug, der sich auf fast alle seine Söhne vererben sollte. Er war weniger ein betriebsamer und rascher als vielmehr ein zuverlässiger Arbeiter. Gewissen schwierigen geschäftlichen Lagen gegenüber, die ein gewandterer Mann gemeistert und aus denen sich ein weniger gewissenhafter mit weniger Schaden herausgewunden hätte, war er nicht völlig gewachsen. Lauterkeit der Gesinnung, Zuverlässigkeit in der Ausführung übernommener Aufgaben, Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Ordnungsliebe in Dingen des inneren wie des äußeren Lebens zeichneten ihn aus. Genauigkeit und Pünktlichkeit auch von den Kindern verlangend, war er in großer Herzensgüte unermüdlich für deren Wohl bedacht. Anarten gegenüber bewahrte er seine Ruhe; seine ernstesten Ermahnungen schmerzten mehr, als dies Schläge vermocht hätten. Die durch die Verhältnisse gebotene Sparsamkeit lag ihm im Blute; doch hatte die Ausbildung der Kinder nicht darunter zu leiden. Da Caspar Escher volle fünfzig Jahre älter war als sein jüngster Sohn, gründete sich dessen Verhältnis zum Vater, wie er selbst sagt, auf einem „ungeheuren Respekt“, den der Vater mit einem unbegrenzten Vertrauen auf den Sohn beantwortete.

Die Mutter, vierzehn Jahre jünger als ihr Gatte, eine stark ausgeprägte, vitale Natur, stand den Kindern näher als jener. Lebhaft ging sie auf ihre Interessen ein und widmete sich ihnen hingebend. „Die größere Lebhaftigkeit ihres Temperamentes äußerte sich auch darin, daß bei Ermahnungen ihre Hand viel rascher und mit nachdrücklicheren Worten verbunden war. Andererseits war dafür auch ihr Lob und ihre Anerkennung immer wärmer und eindrucksvoller.“ Später ging die Mutter je länger desto mehr in der Sorge um den Haushalt auf. Ferien und selbst größere Ausflüge sich versagend, rief sie sich vor der Zeit auf und starb erst dreiundsechzigjährig im Jahre 1884.

\*

Als jüngstes Kind dieser Eltern wurde Hermann Escher am 27. August 1857 zu Reutte im Tirol geboren. Noch lange blieb ihm nach seinem Geburtslande der Spitzname „der Tiroler“, und als er später einmal in Innsbruck dem Archivdirektor Schönherr von diesen Beziehungen erzählte, meinte dieser: „No wissen's, wenn Sie amal in der Schweiz von den Preußen gefressen werden, dann kommen's halt zu uns ins Tirol.“ Lebhaft erinnerte sich Escher dieses Ausspruches noch in seinen letzten Lebenstagen; „jezt haben sich die Tiroler selber von den Preußen fressen lassen“, bemerkte er zu einem Besucher. Die Taufe fand am 14. Oktober im Familienkreis statt; der Oheim, Helfer Felix v. Drelli, amtete als Geistlicher, ein weiterer Oheim, Dr. med. Conrad Rahn-Escher, dessen Vorname dem Täufling als zweiter gegeben wurde, war Pate, ließ sich aber durch den getreuen Hauslehrer der Familie, Christian Anderegg, vertreten. Vier Jahre verlebte Hermann in Reutte. Er erinnerte sich später noch an die Lage des Ortes, an die freundlichen Mönche im benachbarten Kloster Breitenwang, die den Kleinen im Klostergarten spielen ließen und ihn mit Blumen und Heiligenbildchen beschenkten, an kleine Ausflüge im Korbwagen und später auf den eigenen Beinen, an Besuche von Verwandten, die zum Oberammergauer „Gspiel“ reisten. Weniger Eindruck scheint auf das Kind die Begegnung mit der Königin Maria von Bayern gemacht

zu haben, die eines Tages in Reutte abstieg und dem Büblein, das sie auf der Straße antraf, die Hand reichte.

1861 nahm der Vater eine Stelle als Direktor einer Baumwollspinnerei in Chur an und die Familie übersiedelte dorthin. Fabrik und Wohnhaus lagen außerhalb der Stadt im engen Tal der Plessur. Es war natürlich eine besondere Merkwürdigkeit, daß die Sonne im Winter nur während vier Stunden hereinschien, und es ist wohl möglich, daß Escher seine Gewohnheit, jedes Jahr im Vorfrühling genau den Tag festzustellen, an dem die Sonnenstrahlen einen bestimmten Punkt an der Schiffslände in Zürich berührten, unbewußt aus seinen Churer Tagen mitgebracht hat. Im Sommer gab es Spaziergänge in die prächtigen Bergwälder, wo auf einer Lichtung etwa eine Feuerstelle erbaut und Kartoffeln und „Zigeunerfleisch“ gebraten wurde. Vom Baden in dem eiskalten Fabrikkanal hatte der Knabe bald genug; allein auch das abgestandene Naß der Altwasser am Rhein war nicht nach seinem Geschmack. Im Winter lieferte man sich hitzige Schneeballschlachten und schlittelte auf der Poststraße von Malix bis in die Stadt hinunter. Auch das Schlittschuhlaufen lernte Escher schon in Chur. Aber auch mit allerlei kleinen Handreichungen und Botengängen betraute die Mutter den kleinen Mann; insbesondere hatte er fremden Besuchern, die nach dem Vater fragten, den Weg zu der eine halbe Stunde talaufwärts gelegenen Fabrik zu weisen. In Chur erlernte Hermann auch die Anfangsgründe des Wissens: Lesen, Schreiben und Rechnen; durch Hausunterricht wurde er so weit gefördert, daß er gleich in die zweite Klasse der Stadtschule eintreten konnte. Daß er angehalten wurde, Vieles auswendig zu lernen, hat er stets als eine vortreffliche Übung bezeichnet.

Im April 1865 fand die Übersiedlung nach Zürich statt. Die Tätigkeit in Chur hatte dem Vater schwere unverschuldete Verluste gebracht, die ihre Schatten noch lange über das Leben der Familie warfen. Die bereits erwähnte Tätigkeit im Versicherungsgeschäft und der Anteil am Ertrage des gut arbeitenden Spinnerei-Unternehmens in Neapel, an dem Caspar Escher beteiligt geblieben war, halfen über die kritischen Jahre hinweg. Immerhin bedingten die Verhältnisse eine strenge Sparsamkeit. Die Wohnung wurde an der Stadelhoferstraße im Hause zum Bockskopf (Nr. 24) bezogen, wo Escher bis zum Tode des Vaters blieb, um erst dann, 1891, nach der benachbarten St. Urban-gasse (Nr. 6) überzusiedeln. Escher trat in Zürich wieder in die zweite Klasse der Realschule (Primarschule) ein; seine ersten Schuljahre verbrachte er teils im neuen Schulhaus am Wolfbach, meist aber im alten Fraumünsterschulhaus, und zwar im dunkelsten Schulzimmer, wo im Winter in den Morgen- und Abendstunden ohne Licht geschrieben werden mußte, ohne daß die Schüler die Lineatur der Hefte erkennen konnten. Escher hat diesem Mißstand seine Kurzsichtigkeit zugeschrieben. Freundlicher waren die Erinnerungen an die Freizeit. An Sonntagnachmittagen zog die Familie aus zu Spaziergängen auf den Zürich- und Aldisberg oder nach der Manegg. Sie und da gab es auch einen ganztägigen Ausflug, wobei das Mittagessen mitgenommen und Eisenbahn und Dampfschiff möglichst vermieden wurden. Mächtig lockte der nahe bei der Wohnung gelegene See. Hermann wurde bald ein geübter und ausdauernder Schwimmer und Ruderer. Abends fuhr man im Ruderboot hinaus und lauschte der Musik, die von der 1867 erbauten (alten) Tonhalle herüberklang. Am Ufer errichtete man Burgen und Hafenanlagen und ließ die von Bruder Eduard kunstvoll geschnitzten Segelschifflein schwimmen. Solches „Räteln“ (von Rot, dial. Rat) fand zwar bei der Magd zu Hause wenig Ver-

ständnis, wenn die Buben mit dreieckigen Schuhen und Hosen heimkamen. Im Winter bot das Eis des Hafens am Bellevue und des Stauweihers des Wolfbachs Gelegenheit, sich im Schlittschuhlaufen zu üben. Zu Hause aber wurde die aus des Vaters Jugendzeit stammende Siegelsammlung hervorgeholt, oder es wurden die Geschichts- und Geographiebücher der ältern Brüder und was sich sonst an Historischem in der Hausbibliothek vorfand, studiert. Hatte sich der Knabe bisher in Reutte und Chur mit seinen Geschwistern die Zeit vertrieben, so fand er nun in Zürich auch Freunde. Es waren dies die beiden Söhne des Geistlichen Friedrich Meyer, der vom Lande in die Stadt gezogen und Nachbar der Familie Escher in Stadelhofen geworden war.

Im Frühjahr 1870 trat der junge Escher nach „ziemlich glücklich“ bestandener Aufnahmeprüfung ins Untere, 1874 ins Obere Gymnasium über. Die lateinische Sprache machte ihm gleich von Anfang an Freude, ganz besonders aber im Obern Gymnasium der Geschichtsunterricht des auch als Mensch ausgezeichneten Prorektors Grob. Weniger sagte ihm das Griechische zu, das schon im zweiten Gymnasialjahr begonnen wurde; es bedurfte des energischen Zuspruches der Mutter und des Bruders Eduard, um Hermann den Gedanken auszutreiben, sich von diesem Fache dispensieren zu lassen. Die Botanik gefiel ihm sehr, wenn er auch davon in der Schule weniger lernte als bei der Fortführung des von den Brüdern angelegten Herbariums; auf Ausflügen wurde die Botanisierbüchse unbedingt mitgetragen. Eine Crux war das Schönschreiben. Schon im ersten Schuljahre zu Chur hatte es ihn in der Rang- und Sitzordnung auf die hintersten Bänke gebracht und ihm einen weniger schönen Federhalter eingetragen als seinen Kameraden. Er mag sich gefreut haben, als mit dem Abschluß der ersten Gymnasialklasse dieses Fach aus dem Lehrplan und damit auch der Dreier — der einzige, den Escher je erwischt hat — aus dem Zeugnis verschwand.

In diesen Jahren begann nun auch das Musizieren. „Weder Vater noch Mutter waren zwar musikausübend, aber beide waren freudige Musikhörer.“ So erhielten sämtliche Kinder Musikstunden, Hermann wie sein Bruder Eduard Violinunterricht. In den spätern Gymnasialjahren hat er zeitweilig sogar im Tonhalleorchester mitgewirkt. Eine weitere Quelle der Anregung waren die Besuche von Verwandten und von Freunden der Eltern, denen das gastliche Haus nicht nur seine Pforten, sondern auch seine Räume so zuvorkommend öffnete, daß Hermann seinen Schlafplatz gelegentlich auf dem Estrich unter den bloßen Ziegeln aufschlagen mußte. Da kamen die ältern Brüder aus Italien und England, ja aus dem fernen Arabien, dann Geschäftsfreunde aus Neapel und Salerno und ihre Söhne. Aber auch von den Zürcher und St. Galler Verwandten, besonders vom Onkel A. Salomon Bögelin mit seinem unerschöpflichen Schatz von Geschichten und persönlichen Erinnerungen aus dem alten Zürich, konnte der Knabe gar manches lernen.

Große Freude machten dem Jungen die Fußreisen, die er in Begleitung seiner Brüder und Freunde in den Ferien unternehmen durfte. Man wanderte über Einsiedeln und die Holzegg nach Schwyz oder über Stans und Sachseln auf die Frutt oder man bestieg den Säntis. Wenn Escher damals das Herumstreifen „mit Muße und Bequemlichkeit“ pries, so ist dies freilich cum grano salis zu verstehen. Denn es gab gelegentlich auch richtige Parforcetouren, zum Beispiel von Zürich nach Elgg und zurück in einem Tag oder eine Rigireise mit dem Freunde C. Schröter, wobei der Heimweg am zweiten Tag wegen wunder Füße nicht über den Haggenpaß, sondern, wie beim Hinweg, über

Zug eingeschlagen wurde und die jungen Wanderer schon um ein Uhr mittags wieder in Zürich anlangten, selbstverständlich ohne Benützung irgendwelcher Transportmittel.

Gottlob war Hermann Escher auch nicht immer ein Musterknabe. Unter seinen Papieren verwahrte er zeitlebens die an seinen Vater adressierte Anzeige des Prorektors Grob vom 24. März 1874, wonach der Sprössling „wegen Angebühr“ zu zwei Stunden Arrest verknurrt wurde. Es betrifft dies jene Szene jugendlichen Übermuts einer Klasse, die D. Markwart in seinem Lebensbilde Grobs im Zürcher Taschenbuch für 1891 nach den Mitteilungen des ehemaligen Schülers N. N., eben Hermann Eschers, in reizender Weise geschildert hat. Die letzte Griechischstunde bei dem greisen und offenbar als Lehrer nicht allzu anregenden Professor Baiter war vorbei, und an Stelle eines feierlichen Autodafé der Schulbücher ließen die Schüler die Fäden der Curtius'schen Grammatik in alle Winde flattern. Bei der nachfolgenden Untersuchung meldete sich Escher sofort und als Erster. Die diktierte Strafe empfand er zwar als zu hart, doch wurde sein Groll durch ein gutes und gerechtes Wort Grobs entwaffnet, und Escher hat auf diese Episode seiner Jugend, „auf die Zeiten, da ich nicht wußte, wohin mit der Freud“, später mit fast neidvollen Gefühlen zurückgeblickt. Schlimmer waren die Folgen jugenhast unvorsichtigen Hantierens mit Schießgewehr. Am Knabenschießen des Jahres 1873 vergnügten sich Escher und seine Kameraden mit einer kleinen alten Kanone droben am Dolder. Auf dem Heimweg mußte natürlich noch der bekannte allerletzte Schuß abgegeben werden, der zu früh losging und dem vor der Mündung stehenden Escher das rechte Bein verletzte. Die Wunde bedurfte monatelanger Behandlung, die den Patienten ans Haus und zeitweilig sogar ans Bett fesselte und nach Jahren sich noch einmal mit der Ausstoßung eines überbeinartigen Knorpels meldete. Allein der Unfall hatte auch seine freundliche Seite. Escher empfand es dankbar, daß er, vom Schulbesuche dispensiert, sich dem Konfirmationsunterricht, den der Freund und Nachbar des Escherschen Hauses, V. D. M. Meyer, ihm zusammen mit seinem Sohne erteilte, viel gesammelter folgen konnte, als es sonst der Fall gewesen wäre. Am 21. Dezember 1873 fand in der Wohnung des Geistlichen die Konfirmation statt. Die nachfolgenden Weihnachtstage, die er „als verhätschelter Rekonvaleszent“ erleben durfte, sind Escher lange in besonders lieber Erinnerung geblieben.

Das Obere Gymnasium wurde von Frühjahr 1874 bis Herbst 1876 durchlaufen, ohne daß darüber weiteres zu berichten wäre. Zu Haus freilich verengerte sich der Kreis der Familie durch den Wegzug der älteren Brüder; von den Kindern blieben außer Hermann der 1876 zum Professor für klassische Sprachen am Gymnasium gewählte Eduard und die Schwester Rosalie zurück; auch diese beiden verließen 1880 und 1883 infolge ihrer Verheiratung das Elternhaus. Es war eine eigentümliche Wiederholung der Ereignisse, daß Escher, wie vor dem Übertritt ins Obere Gymnasium, so nun auch vor dessen Abschluß eine langwierige Krankheit durchzumachen hatte, die offensichtlich der Anfang seiner späteren nervösen Störungen bezeichnete. Ein hartnäckiger Katarrh mit hohen Temperaturen, mit denen der Patient vom Arzt auf Spaziergänge ins Freie geschickt wurde, verband sich mit starkem Kopfweh und einer auffallenden geistigen Dumpfheit, die während der ganzen Studienzeit anhielt. Immerhin konnte Escher den Schulbesuch für die letzten Wochen noch aufnehmen, und die früheren Leistungen waren so gut, daß er zur Maturitätsprüfung im Herbst 1876 zugelassen wurde und mit der Gesamtnote I die Schule verlassen konnte.

## Studienjahre

1876—1881

Während der Gymnasialzeit hatte Escher vorübergehend das Studium der Medizin erwogen, mehr unter dem Eindruck der Tätigkeit seines Oheims und Vaters Dr. Rahn und mit dem Wunsche, andern ein Helfer sein zu dürfen, als um der wissenschaftlichen Probleme der Medizin willen. Bald aber drängte sich der Gedanke an das Studium der Geschichte in den Vordergrund. Von seiner historischen Lektüre als Schüler, von dem vortrefflichen Geschichtsunterricht des Prorektors Grob am Gymnasium und von den Anregungen, die der Vater aus dem Kreise der Antiquarischen Gesellschaft nach Hause brachte und der Oheim Bögelin vermittelte, haben wir bereits gehört. So stand beim Austritt aus der Schule der Entschluß fest: Geschichtsstudium. Freilich ruhte dieser Plan, wie Escher selbst eingesteht, auf recht unsicherer Grundlage. Geschichtsstudium hieß entweder Mittelschulunterricht oder akademische Laufbahn. Aber zu jenem fühlte er sich nicht hingezogen, und an diese wagte er nicht zu denken bei den bescheidenen häuslichen Verhältnissen, zumal er sich auch die nötige Leichtigkeit des Vortrages nicht zutraute. Der Vater legte dem Plane des Sohnes jedoch nichts in den Weg, und so mag sich dieser mit dem Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rat über seine eigenen Bedenken hinweggesetzt haben.

Er immatrikulierte sich also an der philosophischen Fakultät seiner Vaterstadt und hörte in den ersten drei Semestern vorzugsweise alte Geschichte und klassische Philologie bei den Professoren A. Hug und J. J. Müller, dazu Philosophie bei R. Avenarius, aber auch allgemeine mittelalterliche Geschichte, Schweizergeschichte und Kunstgeschichte bei G. v. Wyß, Meyer von Knonau und Rahn. Die Zusammensetzung des Pensums hat Escher, trotzdem ihn die klassische Geschichte und Philologie bei dem trockenen Vortrag ihrer Vertreter „nicht warm werden ließen“ aus methodologischen Gründen auch später noch als zweckmäßig anerkannt. Schon nach dem ersten Semester sah er sich um ein Dissertationsthema um. Müller stellte ihm die Aufgabe einer Vergleichung des Tiberius bei Sueton, Dio Cassius und Zonaras. „Trotzdem ich wenig Freude daran empfand, denn kurz zuvor hatte A. Stahr seine Rettung des Tiberius veröffentlicht, quälte ich mich durch Monate damit ab.“ Da öffnete im Frühjahr 1878 ein Preisausschreiben der Fakultät über das Thema „Entwicklung und Ziele der Politik Zürichs bei der durch Zwingli vermittelten Verbindung mit Landgraf Philipp von Hessen“ den Ausweg aus dem Bereiche der alten Geschichte und zugleich den Zugang in ein Gebiet, dem Escher zeitlebens treu bleiben sollte.

Das Thema war auf Veranlassung Meyer v. Knonaus gestellt worden der damals mit Studien auf diesem Gebiete beschäftigt war. Er ließ Escher durch seinen Vater zur Bearbeitung auffordern. Der Studiosus legte die Tiberius-Arbeit in die Hände Müllers zurück und machte sich unverweilt an das Exzerpieren der unlängst erschienenen Bände der Eidg. Abschiede über die Jahre 1521 bis 1532. Da Meyer v. Knonau Nachforschungen im Landesarchiv zu Marburg als wünschbar bezeichnet hatte, machte sich Escher im August 1878 dorthin auf den Weg. Es war die erste von so vielen frucht-

bringenden Archivreisen, die er in den nächsten acht Jahren unternehmen sollte. Er erzählt darüber: „Es waren schöne und inhaltsreiche zweiundeinehalbe Wochen, die ich auf dem alten Schlosse von Marburg verlebte, wo einst das Religionsgespräch von 1529 stattgefunden hatte und nun das kurfürstlich-hessische Archiv untergebracht war. Vormittags wurde auf dem Archiv gearbeitet; nachmittags, weil das Archiv alsdann geschlossen war, durchstreifte ich die hübsche Umgebung, und den Abend verbrachte ich mit dem soeben promovierten Dr. Jakob Wille, später Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg, einem Vetter unseres nachmaligen Generals, der, mit Studien über die Restitution Ulrichs von Württemberg im Jahre 1534 beschäftigt, ebenfalls auf dem Archiv arbeitete ... Bedauerlich war lediglich, daß ein Schlüssel zu der zum Teil chiffrierten Korrespondenz zwischen Landgraf Philipp und Zwingli, den ich in Marburg zu finden hoffte, zwar dort in der Tat vorlag, aber von einem Marburger Privatdozenten, dem nachmaligen Professor Max Lenz, der ebenfalls über die Beziehungen zwischen Philipp und Zwingli arbeitete, aber sich gerade im Militärdienst befand, mit Beschlag belegt worden war und von der Archivverwaltung mir vorenthalten wurde.

Den genussreichen Rückweg — auf der Hinfahrt, zum Teil mit Fußmarsch, hatte ich mir Frankfurt angesehen — nahm ich durch das reizvolle Lahntal nach Oberlahnstein, dann von dort rheinaufwärts auf dem Dampfboot mit Besuch der Feste Rheinstein bei St. Goar zwinglischen Angedenkens und des gegenüberliegenden Loreleifelsens nach Mainz und weiterhin mit der Eisenbahn nach Worms und Straßburg.

Die Tatsache, daß ein Privatdozent über den gleichen Gegenstand arbeitete und der Druck seiner Studie bevorstand — er erfolgte, nachdem ich meine Arbeit abgeliefert hatte — bedrückte mich. Es kamen Augenblicke, da ich die Arbeit am liebsten ins Feuer geworfen hätte. Dann munterte mich mein Bruder Eduard wieder auf. Meyer v. Knonau tat dasselbe. Ich führte also die Arbeit zu Ende und hatte dann den freudigen Erfolg, daß sie mit dem Preise gekrönt wurde.

Der Verkündigung des Preises, am Dies academicus, 29. April (1879) wohnte ich selber nicht bei, da ich an jenem Tage bereits in Straßburg weilte, wo ich das Sommersemester 1879 und das darauffolgende Wintersemester zubrachte ... Da ich nicht aufgelegt war, mit Max Lenz zu konkurrieren, so suchte ich mich dem vom Preisinstitut vorgeschriebenen Druck zu entziehen. Immerhin ergab sich, als dann die Lenzsche Arbeit abschnittweise in der Zeitschrift für Kirchengeschichte erschien, daß das gedruckte Material in ihr nur in den Hauptpunkten verwertet war. Es verblieb mir weiteres bedeutungsvolles schweizerisches Material nicht nur über die Ursachen der zürcherischen Politik, sondern ich fand auch im Straßburger Stadtarchiv noch viel wertvolles Straßburger Material und erhielt durch den mir befreundeten Herausgeber der Korrespondenz Straßburgs im Reformationszeitalter, Hans Virel, aus dem dortigen Archiv des Thomastiftes ebenfalls wichtiges Material. Zudem hatte ich während der Arbeit noch Kenntnis genommen von dem in den „Abschieden“ bearbeiteten Material über die Beziehungen der katholischen Fünf Orte zu ihren Glaubensgenossen. Ich schlug deshalb der Fakultät vor, die Arbeit auf die Beziehungen der katholischen Orte zum Ausland auszuweiten und die ganze Arbeit als Dissertation einzureichen.“

Zunächst folgten nun die zwei Studiensemester in Straßburg. Die Wahl dieser Universität erfolgte nicht aufs Geratewohl. Zum Teil mögen es die Archivschätze gewesen sein, die Escher dorthin zogen; die größte Anziehungskraft aber übte Professor

Hermann Baumgarten auf ihn aus, der nachmalige Verfasser der Geschichte Kaiser Karls V. Allerdings las Baumgarten erst im Wintersemester 1878/79 über die Geschichte des 16. Jahrhunderts. Auch an den von ihm abgehaltenen Übungen im historischen Seminar nahm Escher teil, wobei ihm das Referat über die Berichte des florentinischen Gesandten am französischen Hofe zur Zeit der Bartholomäusnacht zufiel. Bei Scheffer-Boichhorst hörte er politische und Verfassungsgeschichte des Mittelalters, bei Sohni deutsche Rechtsgeschichte und bei den Privatdozenten Bayer und Wiegand historische Hilfswissenschaften. Auch die alte Geschichte wurde nicht ganz vernachlässigt, indem Escher bei Schoell ein Kolleg über griechische Geschichte des 5. Jahrhunderts belegte. Auch dem historisch-philologischen Verein trat er bei. Empfehlungsschreiben aus Zürich öffneten ihm die Türen bei Baumgarten, beim Oberbibliothekar der Landes- und Universitätsbibliothek Dr. Barack und bei Professor F. A. Flückiger, dem aus Bern gebürtigen Vorsteher des pharmakologischen Institutes. Von den Freundschaften, die Escher zu Straßburg schloß, sind zwei für ihn bedeutsam geworden, diejenige mit dem jüngeren Sohne seines Lehrers Otto Baumgarten, dem nachmaligen Kieler Theologen, und die mit Walter Simons, dem späteren Reichsgerichtspräsidenten. Unter den Schweizern schloß sich Escher an die Brüder Eduard und Rudolf Leupold von Zofingen an. Eine Bude fand er an der kleinen Renngasse Nr. 8 bei der Witwe Braun, und zwar für seine beiden Straßburger Semester. Der anspruchslose, solide Student, der in Zimmer und Schränken eine musterhafte Ordnung hielt und von den vier Zuckerküchlein des Frühstücks eines „zur Bildung einer Zuckerreserve“ zurückbehielt, war freilich ein idealer Mieter, und es stellte sich ein recht freundliches Einvernehmen zwischen ihm und seiner Philisterin ein, besonders da ihn diese getreulich pflegte, als er nach einem Sturz auf der Treppe mehrere Tage mit einer Gehirnerschütterung darniederlag. Ein schwieriges Problem waren die Mahlzeiten im Restaurant. Escher hat ja zeitlebens nie Wert aufs Essen gelegt; aber sechsmal in der Woche Schweinefleisch war selbst ihm zu viel. Dazu schien ihm das Menü zu reichlich und das Speisen nach der Karte zu kostspielig. Das einfache Abendbrot mit einem Krug Bier wurde auf der Bude eingenommen.

Ausflüge führten unter andern nach dem Odilienberg und einmal, in romantischem nächtlichen Aufstiege, auf den Donon. An einem akademischen Bummel nach Zabern fand Escher in Professor Richard Zöpffel von der theologischen Fakultät zu seiner Freude einen Mann, der sich mit Zwinglistudien beschäftigte. Eine Tour in den Schwarzwald mit den Brüdern Leupold, auf der die Wanderer in Regen und Nebel den geheimnisvollen Mummelsee nicht finden konnten, wurde um Pfingsten mit erweitertem Programm in Begleitung eines Zürcher Freundes wiederholt; es ging vom Murgtal südwärts durch den ganzen Schwarzwald hinauf bis ins Höllental und nach Freiburg.

In den Sommerferien unternahm Escher weitere Archivreisen. Die Ausdehnung des Dissertationsthemas bedingte Nachforschungen in Archiven der katholischen Seite. Meyer v. Kononau machte auf die in Ludwigsburg und Stuttgart vorhandenen Akten der vorderösterreichischen Regierung aufmerksam, die ja zu Zwinglis Zeit auch das Herzogtum Württemberg besetzt gehalten hatte. Es waren also zunächst jene Archive, dann aber namentlich dasjenige von Innsbruck, zu durchforschen. In Ludwigsburg war nicht viel zu finden. Mehr dagegen in Stuttgart, insbesondere Ausschreiben und Erlasse der Innsbrucker Regierung an die vorderösterreichischen Amtsstellen. Escher

wohnte in Stuttgart zusammen mit seinem Freunde Gustav Tobler, dem nachmaligen Historiker an der Berner Universität. Nach der Tagesarbeit wurde die Umgebung durchstreift, auch das Schillerhaus in Marbach und die Festung Hohen-Asperg aufgesucht, oder die beiden Schweizer verbrachten die Abende in Gartenkonzerten oder, eingeführt durch einen Archivassistenten, „in einem kleinen Kreise, der sich Tabakskollegium nannte, wo aus langen Pfeifen kräftig geraucht wurde und wo ich (Escher) mich gelegentlich gegen Annerionsgelüste, die sich auf die Schweiz bezogen, sehr energisch zur Wehre setzen mußte“. Er hat sogar — halb im Scherz, halb im Ernst — mit der freiwilligen Vernichtung der Schätze der St. Galler Stiftsbibliothek im Falle eines deutschen Einmarsches gedroht. Doch störten die Diskussionen das gute Einvernehmen nicht, und Escher konnte vor der Abreise den Eltern melden: „Diese 14 Tage habe ich kreuzfidel verlebt.“

Jedenfalls ergab sich aber aus den Lücken des Stuttgarter Archivmaterials die Notwendigkeit einer Reise nach Innsbruck. Die durch Meyer v. Knonau anlässlich einer Reise ins Tirol eingezogenen Erkundigungen lauteten ermutigend. „Es eröffnet sich mir die prächtigste Perspektive. Es scheint wirklich alles, was ich in Stuttgart vermisse, sich in Innsbruck zu befinden.“

Mitte September reiste Escher nach München. Dort wurden die üblichen Sehenswürdigkeiten absolviert: alte Pinakothek, Bavaria, Hofbräuhaus und die Gemäldeausstellung im Glaspalast, die indessen die Kritik des Besuchers herausforderte. „Was es für einen Reiz hat, Eisenhämmer und ähnliche Gegenstände auf der Leinwand zu verherrlichen, ist mir nicht recht erklärlich.“ Auch gab es zu viele Schlachtenbilder aus dem Siebzigerkrieg, und Anton v. Werners Kaiserkrönung in Versailles empfand Escher „beinahe wie eine drastische Verwirklichung des Satzes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist“. Am 17. September gegen Mitternacht kam Escher in Innsbruck an. In dem ihm von Meyer v. Knonau empfohlenen Gasthof zum goldenen Adler, zu dem um seiner geschichtlichen Erinnerungen willen der Historiker auch heute noch zuerst den Schritt lenken wird, fand er keinen Platz mehr und wechselte über den Inn hinüber in den Gasthof „zum Mondschein“.

Archivdirektor Dr. David Schönherr war Ehrenmitglied der schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft und empfing den jungen Historiker, der ihm durch seine Zürcher Lehrer empfohlen war, sehr liebenswürdig. Er lud ihn auch ein, abends sich an einem akademischen Stammtisch im „Dreinössl“ einzufinden, wo Escher viel Anregung fand, aber auch genau Auskunft zu geben hatte über Geschichte und staatliche Einrichtungen der Schweiz. In gut zwei Wochen war die Arbeit auf dem Archiv mit erfreulichstem Erfolg abgeschlossen, und Escher machte sich auf den Heimweg, wobei er über den Fernpaß nach Reutte und Hohenschwangau wanderte. Zu seiner Überraschung erwiesen sich Erinnerungen an seinen Geburtsort, die sich einst dem dreijährigen Knaben eingepägt hatten, noch als außerordentlich lebhaft.

Ende Oktober 1879 rückte Escher wieder in Straßburg ein. Neben dem Studium wurden nun abends Konzerte, Theater und in der Fastnachtszeit auch Bälle besucht und das eigene Musizieren wieder eifrig betrieben, teils an Musikabenden der Familien Flückiger und Barack, teils, wie schon im Sommer, in einem Trio, das sich nun zum Quartett erweiterte. Damals ist Escher von der Violine zur Bratsche übergegangen. Mit einem Empfehlungsschreiben Friedrich Hegars suchte er Stockhausen auf, der ihn für den

städtischen Chor „kapern“ wollte; Escher mußte freilich die ehrenvolle Einladung mit dem Hinweis auf die Beanspruchung durch seine Studien ablehnen. Andererseits brachte der strenge Winter 1879/80 Gelegenheit zu dem beliebten Schlittschuhsport, der auf der gefrorenen Ill betrieben wurde. Damit steht im Zusammenhang die hübsche Episode, die Escher in einem Briefe und in seinen Erinnerungen beschreibt. „Einen kleinen Abstecher bildete im Februar 1880, veranlaßt durch die anschaulichen Berichte der Zürcher Freitagszeitung über die Zürcher Seegeförne, eine rasche Reise nach Zürich über Samstag und Sonntag ... Es war mir etwas Angst, was wohl Papa zu meiner Sprizfahrt sagen würde.“ Zunächst freilich war es die Mutter, die ihm mit dem Schreckensruf: „Ams Himmels willen, Hermann, was hast du angestellt?“ empfing. Doch wurde der vermeintliche Sünder mit Rücksicht auf das außergewöhnliche Naturereignis in Gnaden angenommen.

In den beiden letzten Semestern seiner Studienzzeit, wiederum in Zürich, hörte Escher besonders kunst- und kulturgeschichtliche Vorlesungen bei Rahn und Friedrich Salomon Vögelin. Den Hauptteil seiner Zeit verwendete er auf die Ausarbeitung seiner Dissertation, der er den Titel gab: Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland, vornehmlich zum Hause Habsburg und zu den deutschen Protestanten 1527 bis 1531. Im März 1881 reichte er die erste Hälfte der Arbeit der Fakultät ein. Ende des Monats bestand er das Staatsexamen für das Lehramt an Mittelschulen trotz ziemlich summarischer Vorbereitung und, wie er selbst gesteht, mäßigem freiem Vortrag mit der Zensur Ia. „Den Rest der Dissertation konnte ich alsdann über den Sommer und Herbst ausarbeiten, und am Tage der unschuldigen Kindlein, das heißt am 28. Dezember des gleichen Jahres, mit dem Nebenfache Kunstgeschichte bei Professor Rahn auch das Doktorexamen summa cum laude bestehen. Ein Vierteljahr später erschien dann die Dissertation im Buchhandel.“

Es ist reizvoll zu hören, wie Escher selbst nach mehr als vierzig Jahren seine Doktorarbeit beurteilt. „Im Verlaufe habe ich mir oft zum Vorwurf gemacht, so viel Zeit und Kraft auf meine Dissertation verwendet zu haben, anstatt mich auf das Lesen hervorragender Geschichtswerke zu legen ... Im Laufe der Jahre habe ich jedoch eingesehen, daß das kein Nachteil war. Die Dissertation behandelte auf Grund von größtenteils noch unbekanntem oder soeben erst veröffentlichtem Material einen bedeutsamen Abschnitt der Schweizergeschichte und zwar in erschöpfender Weise und in einem hinsichtlich des konfessionellen Standpunktes gemäßigten Ton. Es fehlte sogar nicht an Vorwürfen aus dem eigenen Lager. Die Dissertation wies mir deshalb unter den schweizerischen Historikern eine bestimmte Stellung zu. Dierauer übernahm im bald darauf folgenden 3. Band seiner Schweizergeschichte ihre wesentlichen Ergebnisse und Karl Guggisberg erteilte ihr in seiner 1934 erschienenen Arbeit über „Das Zwinglibild des Protestantismus im Wandel der Zeiten“ das Lob, daß sie heute noch jugendfrisch und nicht überholt sei. Und Ricarda Huch hat mir unlängst bekannt, sie habe seinerzeit meine Beurteilung der Zwinglischen Politik für zu scharf gehalten, anerkenne jetzt aber die Berechtigung meines Standpunktes.“ Beachtenswert ist, daß Escher schon sehr früh die Gefahren der Bündnispolitik des Reformators für den Fortbestand der Eidgenossenschaft erkannt hat. Schon im Sommer 1879 schreibt er nach der Lektüre der Arbeit von Max Lenz über das heffische Bündnisprojekt, „daß tatsächlich die zwinglische Politik, nach dieser Seite wenigstens, die Grundlagen, auf die sie angewiesen war und die Faktoren, die

sie in der Eidgenossenschaft hätte in Betracht ziehen müssen, allzusehr unberücksichtigt ließ". In seinem Buche hat dann Escher sogar von einer Schuld Zwinglis gesprochen, wenn er auch dessen allzusehr von universellen Gesichtspunkten geleitete Stellung zu den katholischen Orten durchaus aus den damaligen, nicht aus modernen staatsrechtlichen und politischen Verhältnissen heraus gewürdigt wissen wollte und aus diesem Grunde auch die einseitige Verteidigung der bernischen Politik durch E. Lütli ablehnte und dessen Angriffe auf Zürich und Zwingli zurückwies. Walter Köhler scheint uns in seinem Nachruf auf Escher in der „Zwingliana“ (1938, Nr. 1) das Urteil über das Erstlingswerk seines Freundes auf die kürzeste und glücklichste Formel gebracht zu haben, wenn er sagt: „Sein Buch war im besten Sinne eine Zwingli-*Apologie* von dem Blickpunkte aus, die Politik des Zürcher Reformators verstehen zu wollen.“

## Bibliothekarische Anfänge

1881—1885

Am 17. Oktober 1880 starb sechsundsiebzigjährig Eschers Oheim Anton Salomon Bögelin, erster Unterbibliothekar an der Stadtbibliothek. An seine Stelle rückte der bisherige zweite Unterbibliothekar, Dr. Friedrich Staub vor, der Begründer des Schweizerischen Idiotikons, ein Mann von vierundfünfzig Jahren; die Spitze der Hierarchie bildete der mit Bögelin gleichaltrige Oberbibliothekar Professor J. J. Horner. Im Stadtbibliothekskonvent waren die Meinungen über die Nachfolge geteilt. Ein Mitglied sprach sich gegen die Anstellung eines jüngeren Beamten aus, da man riskiere, ihn über kurz oder lang wieder zu verlieren. Offenbar schienen diesem Herrn die Verhältnisse auf der Bibliothek in administrativer und finanzieller Hinsicht für einen jungen Mann nicht allzu verlockend. Dieser Meinung traten andere Mitglieder entgegen. Nur eine junge Kraft werde, in Verbindung mit den beiden andern Bibliothekaren, den bestehenden Mißständen, die eigentlich Rückstände in den Arbeiten waren, nach und nach abhelfen können. Eine solche Kraft stehe in der Person von Hermann Escher zur Verfügung. Dieser biete alle Gewähr für eine getreue und richtige Erfassung der ihm gestellten Aufgabe im Sinne seines verstorbenen Oheims. Auch könne man zwar einem jungen Manne, wohl aber nicht einem ältern Herrn, das Arbeiten in den kalten Räumen der Wasserkirche zumuten. Durch eine zunächst provisorische Wahl werde einer endgültigen Geschäftsverteilung nicht vorgegriffen, die nach einiger Zeit auf Grund der gesammelten Erfahrung könne vorgenommen werden. So entschloß man sich zur Blutauffrischung. Escher wurde provisorisch zum zweiten Unterbibliothekar gewählt; seine Arbeitsverpflichtung sollte täglich fünf Stunden, das Gehalt jährlich 2000 Franken betragen. Am 12. Januar 1881 trat er sein Amt an. Was man von ihm erwartete, hatte ihm eine Unterredung mit Professor G. v. Wyß gezeigt, in der es hieß: „Junger Mann, Sie sind natürlich der Dritte und den älteren Herren untergeordnet und müssen

deren Weisungen befolgen. Aber wir versehen uns dessen, daß Sie frisches Leben in die Bude bringen". Die endgültige Wahl Eschers wurde dann am 31. Mai 1881 durch die Generalversammlung vollzogen, nachdem Oberbibliothekar Horner für diesmal auf sein statutarisches Vorschlagsrecht zu verzichten erklärt hatte.

Nun darf man nicht glauben, die bibliothekarische Arbeit habe von allem Anfang an die anderen Interessen Eschers verdrängt, oder sei für ihn auch nur im Vordergrund gestanden. Er betrachtete sie vielmehr zunächst nur als die wissenschaftliche und materielle Grundlage für seine Pläne auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung. Noch 1886 hat er seinen Beruf als „Historiker“, nicht als Bibliothekar, angegeben, und sich in jenen Jahren gewünscht, nur vormittags als Bibliothekar amtieren zu müssen, nachmittags und abends aber sich ausschließlich historischer Arbeit widmen zu können. Solche bot sich nun in erfreulicher Fülle dem jungen Gelehrten noch bevor er sein Dokorexamen bestanden hatte. Und Escher traute sich etwas zu. Im März 1881 schreibt er einem Freunde: „Je länger desto mehr freue ich mich meiner Anstellung auf der Bibliothek, besonders mit Rücksicht auf die wissenschaftliche Nahrung, die sie mir bietet. Die Ausarbeitung des Handschriftenkataloges, die mir früher oder später zufallen wird, bringt mich dann zu einer genauen Kenntnis unserer handschriftlichen Schätze. Außerdem habe ich mir von Gerold (Meyer von Knonau) schon zur Edition unserer Zürcher Chroniken pumpen (d. h. pressen) lassen ... Meine Reformationsarbeiten werden alsdann wohl für einige Zeit sistiert, aber keineswegs aufgegeben, denn ich habe mir fest vorgenommen, dieses Gebiet nicht zu verlassen. Die Art, wie meine Arbeit (der der Fakultät eingereichte erste Teil der Dissertation) von Gerold aufgenommen worden, hat mir die beruhigende Gewißheit gegeben, daß, was ich etwa noch vornehme, doch nicht so ohne weiteres zur Makulatur wird gerechnet werden können. Wissenschaftliche Selbstmordgedanken, die während der letzten Zeit häufig in mir auftauchten und die Freude am Schaffen drückten, sind nun beseitigt und überwunden. Du siehst, ich blicke wieder sehr optimistisch in die Welt hinaus.“

Zur Edition der Zürcher Chroniken ist Escher nicht gekommen. Dagegen bearbeitete er für die Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz die die Eidgenossenschaft betreffenden Teile der *Descriptio Sveviae* des Fr. Felix Faber und den Bericht des Chronisten Johannes Stumpf über seine Walliser Reise im Jahre 1544; beide Stücke erschienen 1884 im 6. Band der Quellen zur Schweizergeschichte, wobei sich der Bearbeiter des besonderen Wohlwollens des als Redaktor der Schriftenreihe gefürchteten Hermann Wartmann erfreuen durfte. Eine größere darstellende Arbeit wurde ihm 1882 nach dem Erscheinen seiner Dissertation angetragen. Das zürcherische Artillerie-Kollegium (Feuerwerker-Gesellschaft) beabsichtigte, als bleibendes Denkmal seines zweihundertjährigen Jubiläums im Jahre 1886 eine Festschrift herauszugeben, in der die schweizerischen Feldzüge nach Italien in den Jahren 1500 bis 1516 behandelt werden sollten. Auf eine Anfrage Oberst Ulrich Meisters, des Schreibers der Gesellschaft, erklärte sich Escher zur Übernahme der Arbeit bereit, machte aber von vornherein darauf aufmerksam, daß der Abschluß des ganzen Werkes auf das Jubiläumsjahr unmöglich sei; jedoch mache er sich anheischig auf jenen Termin wenigstens die erste Hälfte zu liefern. Die Arbeit erforderte zunächst mehrere Archivreisen, für die der Bibliothekskonvent bereitwillig Urlaub erteilte, während das Artilleriekollegium die Reisekosten übernahm. Für die Stellvertretung an der Bibliothek hatte Escher zu sorgen.

Anfangs Oktober 1883 ging zunächst nach Innsbruck. Wiederum über München, wo diesmal die Kunstausstellung im Glaspalast günstigere Eindrücke hinterließ und der Besuch der Oper hohen Genuß bot. Der Einzug in Innsbruck bei kaltem Wetter war eher kläglich. Escher hatte in München „einen abscheulichen Pfnüsel“ aufgelesen; dazu rebellierte ein hohler Zahn, der zunächst einmal gezogen werden mußte, bevor der Patient sich an die Arbeit im Statthaltereiarchiv machen konnte. Quartier bot wiederum, wie vier Jahre zuvor, der Gasthof zum Mondschein. Das Innsbrucker Archiv bot auch für diese Arbeit reichhaltiges Material. Freilich ergab sich, daß vieles in Wien liegen müsse und daß daher eine Reise dorthin wohl unumgänglich sei — „nicht in diesem Jahr“, so beruhigte er die Eltern, und es ist in der Folge auch nichts aus der Wienerreise geworden. Bei dem sich langsam einstellenden guten Wetter wurden mittags oder abends Spaziergänge unternommen, allein oder in Begleitung eines Südtiroler Rechtspraktikanten, mit dem Escher als Vorbereitung auf italienische Archivbesuche Konversation in seiner Muttersprache trieb. Weitere Ausflüge führten nach Schloß Ambras, Bad Volters und über die Kampfplätze von 1809 nach Matrei, und als Ende Oktober der frühgefallene Schnee zergangen war, wurde endlich der Patzcherkofl bestiegen, der Escher schon beim ersten Innsbrucker Aufenthalt so verführerisch ins Zimmer geblickt hatte. Nach dem Abendessen boten Konzerte, bei denen Escher zwar mehr das Programm als die Ausführung zu loben weiß, Abwechslung. Eine hübsche Überraschung war es, einen Forstmeister zu treffen, mit dem die Familie Escher in Reutte in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. Regelmäßig wurde auch wieder der akademische Stammtisch, der sich nun „Gesellschaft Norikum“ benannte, im „Breinössl“ besucht, wo Escher bei Bier „und obligater Virginia“ die historischen und politischen Diskussionen von 1879 wieder aufnahm; als ihr Resultat ging ein fünfzehnteiliger Aufsatz über das österreichische Parteigetriebe in den ersten Jahren der Ära Taaffe nach Zürich ab.

Dem Besuch von Innsbruck sollte derjenige des Mailänder Archives folgen. Nun wurde Escher auf das Archiv von Mantua aufmerksam gemacht, das reichhaltige Briefbände enthalten sollte. Als er aber Anfang November dort anlangte, traf er das Archiv mitten im Lokalwechsel und unzugänglich. „Da stand ich nun wie Butter in der Sonne!“ Kurz entschlossen fuhr er nach Verona zurück, wo er in einem Tage „so ziemlich das Menschenmögliche leistete, um möglichst viel zu sehen und möglichst viele Führer zurückzuweisen“. Das Amphitheater und der farbenfrohe Markt waren die bestimmenden Eindrücke aus der Stadt der Scaliger. Das Ergebnis der Nachforschungen im Mailänder Archiv war mäßig. Dafür verlief eine Rekognoszierung des Schlachtfeldes von Marignano schließlich erfolgreich. Die Bauern in der Trambahn befragte er allerdings ohne Erfolg; aber, von einer Stelle zur andern gewiesen, traf er dann schließlich einen Geistlichen, der sich sehr eingehend mit der Geschichte der Schlacht befaßt hatte. Italienisch, und wenn dieses bei Escher versagte, lateinisch diskutierend, wandelten die beiden über den historischen Boden, und Escher gesteht, daß er beim Abschied nach langem Schwanken darauf verzichtet habe, dem guten geistlichen Herrn zu bekennen, „daß er eigentlich mit einem Kezer verkehre; allein wir hatten unsere Karten gewechselt; er hatte das ‚Zurigo‘ darauf bemerkt, und da mußte er ja wissen, wes Geistes Kinder die Zürcher sind.“

1884 besuchte Escher zunächst die Archive von Bern, Solothurn und Basel; im November folgte dann ein Aufenthalt in Paris, wo auf der Nationalbibliothek und auf den Archiven mit gutem Erfolg gearbeitet wurde. Der Vater — die Mutter war inzwischen gestorben — mag sich in jenen Wochen um den Sohn gesorgt haben, denn in Paris herrschte eine leichte Choleraepidemie. Escher zwar schrieb zuversichtliche Briefe nach Hause; er hüte sich vor Trinkwasser, das ja doch nur aus der Seine stamme, lösche vielmehr seinen Durst mit Mineralwasser oder mit Bier, das jedenfalls gesünder sei „als der Fuchsin- und Rosinenwein, den man in Paris zu trinken bekommt“. Er ziehe sich warm an; „die Bauchbinde ist wieder hervorgezogen worden; das übrige wollen wir einem Andern anheimgeben, in dessen Schutz wir immer stehen“. Aber trotz allen Vorsichtsmaßregeln befiel Escher doch „eine kleine Unterleibsverstimmung“, und es mögen ernste Tage für ihn gewesen sein, bevor er nach Hause schreiben konnte, es sei nun alles wieder gut. Natürlich wurden auch die Sammlungen und Denkmäler von Paris und Versailles besucht, und abends gabs Theaterbesuch und Einladungen in Schweizer Familien.

Im Februar und März 1885 arbeitete Escher im Vatikanischen Archiv in Rom, das eben damals von Leo XIII. für die Forschung geöffnet worden war und auch Escher zu seiner angenehmen Überraschung, nach einer Audienz beim Kardinal-Archivar Hergenröther ohne weiteres zugänglich gemacht wurde. „Wir sind ja so liberal“, wurde dem als Protestanten sich bekennenden Zürcher geantwortet, „daß das keinen Grund des Ausschlusses bildet“. Während der Fastnachtferien war Escher zu Besuch in Nocera bei seinem Bruder Alfons, der dort eine Spinnerei der Firma Alsmeyer & Co. leitete, der Nachfolgerin derjenigen, an deren Gründung der Vater Escher einst beteiligt gewesen war. Die Zeit wurde gut ausgenützt. In Neapel wurden das Museum und das Theater S. Carlo besucht, dem Lago d'Averno, Pozzuoli, Kap Miseno, Camaldoli Besuche abgestattet, mit Bruder, Schwägerin und Neffen sogar der Besuch bestiegen. Als den Glanzpunkt aber bezeichnet Escher einen zweitägigen Ausflug nach Amalfi. Anfang März war er wieder in Rom, wo er nun auf der Vatikanischen Bibliothek und auf der Staatsbibliothek arbeitete. Mit der in Rom gemachten Ausbeute war er nicht völlig zufrieden; insbesondere bedauerte er, keine Briefe des Kardinals Matthäus Schiner gefunden zu haben; das ist erst später Heinrich Reinhardt und Albert Büchi gelungen. Auf der Rückreise wurden nochmals die Mailänder Archive und der geschichtskundige geistliche Herr in Melegnano besucht.

Wer selbst schon solche Studienreisen gemacht hat, weiß, daß sie in ihrer Verbindung von zuzugender Arbeit und Erholung in eindruckreicher Umwelt Höhepunkte des Lebens bedeuten. Dazwischen liegen die Täler, die auch Escher zu durchschreiten hatte. Und es läßt sich leider nicht leugnen, daß in jenen Jahren die Täler durch die Tätigkeit auf der Stadtbibliothek bezeichnet wurden, oder richtiger gesagt, durch die Umstände, unter denen diese Tätigkeit geleistet werden mußte.

Zunächst ging alles gut. „Mit Horner komme ich stetsfort prächtig aus“, schreibt er im März 1881. So lehnte er im Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem ehrwürdigen Institut der Vaterstadt gerade in jenen Wochen das Angebot einer Lehrstelle für Geschichte am Aarauer Gymnasium ab. Daß er anfänglich mit einfachen Arbeiten beschäftigt wurde, war in der Ordnung. Weniger aber, daß die systematische Einführung in die Geschäfte sehr zu wünschen übrig ließ. Der erste Unterbibliothekar, Dr. Staub, inter-

effierte sich im Grunde wenig für die Bibliotheksgeschäfte und trug dem Neuling gelegentlich ausgesprochen unrichtige Anschauungen vor, und von dem einst tüchtigen, nun aber greisenhaft gewordenen „alten Herrn“, dem Oberbibliothekar Dr. Horner, war erst recht nichts mehr zu holen. So war Escher ganz auf sich selbst angewiesen und lernte seinen Beruf eigentlich zum guten Teile aus dem seit 1884 erscheinenden Zentralblatt für Bibliothekswesen, namentlich aus dessen die Bibliothekspraxis betreffenden Artikeln. Bald auch drängte sich die Notwendigkeit auf, „die Nase über den Zaun hinüber zu strecken“ und sich in andern Bibliotheken des In- und Auslandes, in Basel, Straßburg, Paris, umzusehen. Zwischen dem jungen Unterbibliothekar, der lernbegierig sich nicht nur in kurzer Zeit in sein Amt eingearbeitet hatte, sondern auch die Probleme seines Berufes und die Mängel der eigenen Anstalt klar erkannte und dem allen Neuerungen abholden „alten Herrn“ mußten sich bald allerlei Diskussionen und kleine Reibereien ergeben. Der Kollege Staub begnügte sich, die Erfolge Eschers gegenüber dem Beharrungsvermögen Horners mit dem beifälligen Satz „Ja, Sie händ ebe meh Gurri als ich“ anzuerkennen; im übrigen drückte er sich, wenn die Luft schwül wurde. Dazu hatte Escher die Unterlassungssünden und unzweckmäßigen Anordnungen der beiden Vorgesetzten als der Jüngste und den Beschwerdeführern am leichtesten erreichbare Beamte aufzufangen. Es kam so weit, daß Escher Ende Mai 1885 nach einem Zwischenfall an einen Freund in Basel schrieb: Durch (N. N.) erfuhr ich, daß es bei Dir gut steht. Ich wünschte, ich könnte das gleiche von mir sagen. Ich wollte, die Stadtbibliothek wäre, wo der Pfeffer wächst. Wenn die Sachlage nicht bald ändert, so können sie gelegentlich einen andern zweiten Unterbibliothekar wählen; sie können dann meinetwegen den jungen Kinkel anstellen; aber ich will nicht mehr dabei sein. Ich habe kürzlich dem Präsidium aus Anlaß einer Reklamation gegen den Alten (Horner) schriftlich eine Erklärung abgegeben, daß ich mit Freuden jede Gelegenheit begrüßen werde, die mir eine andere Stellung verschafft und mir ermöglicht, mein Verhältnis an der Bibliothek zu lösen. Die Schwierigkeit ist leider nur die, eine andere Stellung zu finden. Ja, wenn's ein Jahr früher wäre, so würde ich mich an eine Bibliothek melden oder ginge nach Ararau (ans Gymnasium). Wenn mir heute im elendesten Nest etwas offeriert würde, ich würde ohne Besinnen mich hinsetzen, nur um endlich einmal des ewigen Verdrusses ledig zu werden. Eine erbauliche Lage, nicht wahr? Jedoch weiß ich eigentlich kaum, warum ich Dir überhaupt so einen kazenjämmerlichen Brief schreibe. Offene Stellen aus dem Boden zaubern kannst du leider nicht ...“ Und die Unterschrift lautet: „Hermann Escher, derzeit, wenn auch hoffentlich nicht mehr lange, zweiter Unterbibliothekar an einer wohlweisen Altersversorgungsanstalt in Zürich in der Wasserkirche.“ Der Basler Freund konnte freilich nicht „offene Stellen aus dem Boden zaubern“; er konnte aber wenige Wochen später melden, daß an der Basler Universitätsbibliothek die Stelle des dritten Bibliothekars mit einem sehr selbständigen Arbeitspensum soeben freigeworden sei und daß man Escher zu einer Besprechung über eine allfällige Kandidatur einlade. Gleichzeitig erging an diesen eine offizielle Anfrage und eine Mitteilung an den Präsidenten des Stadtbibliothekerkonventes G. v. Wyß, daß man sich mit Escher in Verbindung gesetzt habe. Damit kam nun der Stein ins Rollen. Der Konvent wußte, was Escher für die Bibliothek bedeutete; am 21. Juli 1885 beriet er über die Frage, wie man ihn halten könne. Die finanzielle Seite machte nicht allzu viel Schwierigkeit; Eschers Besoldung sollte auf 3000 Franken, das Minimum dessen, was ihm Basel bot, erhöht

werden. Schwieriger war die Stellung Eschers im Bibliothekariat zu ordnen. Eine Neuordnung der Dienstverhältnisse auf der Stadtbibliothek schien nur möglich, wenn sich Oberbibliothekar Dr. Horner entweder auf eine mit dem eigentlichen Bibliotheksbetrieb nicht in Verbindung stehende abgegrenzte Tätigkeit zurückzog oder aber seinen Rücktritt erklärte. Selbstverständlich sollten die ihn betreffenden Anordnungen mit jeder durch die früheren Verdienste des alten Herrn gebotenen formalen und finanziellen Rücksicht getroffen werden. Der Konvent entschloß sich für den zweiten Weg, da einerseits die Vertreter des Stadtrates eine außerordentliche finanzielle Beihilfe der Stadt nur als Beitrag zur Pensionierung Horners in Aussicht stellen konnten und „andererseits die mit Herrn Dr. Escher persönlich vertrauteren Mitglieder des Konventes“ ein ersprießliches Zusammenarbeiten der beiden Beamten doch für sehr zweifelhaft hielten. Konventspräsident G. v. Wyß übernahm den peinlichen Auftrag, Dr. Horner zum Rücktritt zu bewegen. Er entledigte sich dieses Auftrages in den nächstfolgenden Tagen, denn schon am 26. Juli kann Escher befreiten Herzens an den Basler Freund schreiben: „Alea jacta est! Der Konvent hat sein erstes Wort gesprochen; zu meiner größten Überraschung war es zugleich das letzte: es ist so, daß ich hier bleibe. Dr. Horner wird zurücktreten unter Fortbezug seines Gehaltes; die Verwaltung geht an Staub und mich über; meine Besoldung (wird) auf 3000 erhöht, meine Arbeitsleistung (bleibt) dieselbe ... fünf Stunden im Tag. Was hätte ich mehr gewollt ... Formell, das heißt betreffend Titel und Rang, bleibt's vorderhand beim Alten, kann mir auch total Wurst sein; deswegen weiß ich doch, wer jetzt das Heft in die Hand bekommt ... Papa atmete sehr erleichtert auf, als ich ihm die Beschlüsse mitteilte; er wäre doch gar zu verlassen gewesen, und ich bleibe eben doch auch lieber hier.“ Dr. Horner nahm auf Jahresende seinen Rücktritt und starb schon im Februar 1886.

Escher blieb der Stadtbibliothek und Zürich erhalten. Aber den Preis hatte er zu bezahlen — den teuren Preis einer schweren und langwierigen Erkrankung.

Im Januar und Februar 1886 hielt er noch in der Antiquarischen Gesellschaft zwei Vorträge über die Gefangennahme Ludovico Moros in Novara am April 1500. Aber gleich darauf folgte nun ein bedenklicher Nervenzusammenbruch. Escher beschreibt die Symptome dahin, daß er sich bei schriftlichen Arbeiten, wenn er einen Vorderatz geschrieben habe, auf den Nachsatz nicht mehr habe besinnen können; er habe eine „niederdrückende Lahmheit“, ein Gefühl der „Verschleierung“ und Unfähigkeit zur Konzentration empfunden. Schlaflosigkeit stellte sich ein, die ihn öfters zwang, sich mitten in der Nacht wieder anzukleiden und am Seeufer spazieren zu gehen. Das Gefühl, daß er den Erwartungen, die die Umwelt in ihn setzte, und den Anforderungen, die er selbst an sich stellte, nicht gerecht werden könne, bedrückte ihn. „Das Leben ist eine schwere Aufgabe.“ Patient und Ärzte standen vor einem Rätsel. Weder die intensive Arbeit der vorangehenden Jahre noch eine schmerzliche persönliche Enttäuschung schienen eine genügende Erklärung zu geben. Erinnerung man sich aber an die Krankheit, die Escher in seinem letzten Gymnasialjahr durchgemacht und die ihm Dumpfheit und Müdigkeit auf Jahre hinaus hinterlassen hatte, denkt man ferner an den monate- ja jahrelangen Kleinkrieg auf der Bibliothek und endlich an den Schlag, den der Tod der geliebten Mutter ihm versetzt hatte, so erscheint der Zusammenbruch sehr erklärlich.

Die Krankheit forderte eine völlige Revision nicht nur des beruflichen und nebenamtlichen Arbeitsprogrammes, sondern des ganzen Lebensplanes. Bibliothek und Historie war zu viel; das hatte sich nun gezeigt, und Escher legte sich die Frage vor: Was ist meine Pflicht und welches sind die Aufgaben, die zu lösen ich berufen bin? Es war ein schwerer Verzicht, als er sich entschloß, alle seine übriggebliebenen Kräfte in den Dienst der Bibliothek zu stellen und den liebgewordenen historischen Studien zu entsagen. Von der Geschichte der Feldzüge nach Oberitalien hat er nur die beiden einleitenden Kapitel auf das Jubiläum des Artillerie-Kollegiums im Sommer 1886 veröffentlicht. In jener Zeit hat Escher auch dem Gedanken an die Gründung einer Familie entsagt; auch dies sicherlich schweren Herzens, denn er war keineswegs ein geborener Junggeselle; sein feines Empfinden und seine sorgende Güte hätten eine Frau glücklich machen können, und daß er die Gabe hatte, Kinder nicht nur zu leiten, sondern auch mit ihnen fröhlich zu sein, wissen seine Neffen und Nichten zu erzählen. Durch eine zweckmäßige Lebensweise wurden die Kräfte geschont und gestählt. Auf abendliche Veranstaltungen wurde verzichtet, mochten es nun Konzerte, Theatervorstellungen oder Vorträge sein. Dafür wurden nach der Arbeit regelmäßige Spaziergänge oder Ausritte gemacht; dem einstündigen Gang „auf den Berg“ ist Escher bis in seine letzten Jahre treu geblieben. Auch das Zimmerturnen wurde geübt. Frühzeitig begann das Tagewerk, aber ebenso frühzeitig legte sich Escher zur Ruhe. Auch daran hat er festgehalten, und es galt auch für Gäste: „Wer St. Urbangasse 6 wohnt, muß um halb zehn Uhr zu Bett. Punktum!“ Sorgsam verteilte, vom Bibliothekskonvent und seinem Präsidenten zuvorkommend gewährte Erholungsurlaube halfen über diese Jahre hinweg, auch eine längere elektrohydrotherapeutische Kur wurde durchgeführt. Das Beste aber tat wohl Eschers Energie und seine zuversichtliche Gelassenheit, die ihn den Rest seiner Kräfte nicht in nutzloser Auflehnung aufzehren ließ.

## Die Reorganisation der Stadtbibliothek

1886—1897

Escher hat öfters das Jahr 1897 als einen bedeutsamen Abschnitt in seinem Leben bezeichnet. Am wenigsten wohl, weil in dieses Jahr sein vierzigster Geburtstag fiel. Mehr dagegen, weil mit ihm die Periode der gesundheitlichen Hemmungen im wesentlichen als abgeschlossen gelten konnte und die Kraft und Lust zur Arbeit zurückkehrte, wenn auch noch späterhin gewisse Rückschläge nicht ausblieben. Besonders aber deshalb — und das ist charakteristisch für Escher, der das Amt immer der eigenen Person voranstellte, weil mit diesem Jahre die Arbeiten an der Stadtbibliothek so weit gediehen waren, daß er weiteren bibliothekarischen Aufgaben in Zürich und darüber hinaus auf gesamtschweizerischem Gebiet sich zuwenden konnte. Grund genug für uns, unsere Darstellung zunächst bis zu diesem Jahre zu führen.

Freilich sind wir für die Schilderung der Tätigkeit Eschers auf der Bibliothek angewiesen auf seine eigene Darstellung, die er im Neujahrsblatt der Zentralbibliothek für 1923, im zweiten Teil der Geschichte der Stadtbibliothek, gegeben hat, sodann auf die schon dort benützten Jahresberichte und Protokolle und auf die Erinnerungen von Wilhelm v. Wyß in der Festschrift zu Eschers 70. Geburtstag im Jahre 1927. In den schriftlich niedergelegten Erinnerungen Eschers klafft insofern eine Lücke, als sie für jene Zeit nur auf die Arbeiten eingehen, die in Beziehung stehen mit dem im folgenden Zeitabschnitt verwirklichten zürcherischen Zentralkatalog. Und die bis 1890 an den Vater gerichteten Briefe sind ausnahmslos aus den Ferien oder aus dem Militärdienst geschrieben und berühren Berufsfragen nicht.

Wie erinnerlich, wurde nach dem Rücktritt des Oberbibliothekars Dr. Horner dessen Stelle nicht wieder besetzt, sondern es wurden die Geschäfte auf Dr. Staub und Dr. Escher als koordinierte Bibliothekare übertragen. Staub widmete den größeren Teil seiner Zeit dem Schweizerischen Idiotikon, überdies zwang ihn ein Augenleiden zu wiederholtem längerem Urlaub und im Jahre 1887 zum Rücktritt. Nun wurde die Abstufung der Ämter wieder hergestellt, indem Escher zum ersten Bibliothekar, das heißt zum Leiter der Bibliothek, vorrückte und ihm als zweiter Bibliothekar Dr. phil. Theodor Ziefing beigegeben wurde, der jedoch schon nach eineinhalb Jahren seine Stelle quittierte. An diese wurde mit Amtsantritt auf Mitte Januar 1889 Dr. phil. Wilhelm v. Wyß gewählt, ein Vetter Eschers, ihm befreundet und in Lebenshaltung und Lebensauffassung mit ihm übereinstimmend; er sollte der bewährte Mitarbeiter an den späteren wichtigen Unternehmungen der Bibliothek werden. Da Wyß nur für vier Stunden täglich zur Arbeit an der Bibliothek verpflichtet wurde, fiel die Hauptlast weit über die offizielle Verpflichtung hinaus nach wie vor Escher zu.

Zusammen mit den beiden Bibliothekaren bildete von 1891 bis 1894 Ricarda Huch, die erste in Zürich bibliothekarisch tätige Dame, die Firma „Escher Wyß & Co. zur Stadtbibliothek“, wie das Bibliothekariat in Anspielung an die bekannte Maschinenfabrik genannt wurde. In ihren kürzlich erschienenen „Schweizer-Erinnerungen“ hat die Dichterin auch das Bild ihres damaligen Vorgesetzten Escher gezeichnet: seine absolute Hingabe an sein Amt und an seine Berufsinteressen, die er auch bei andern ohne weiteres voraussetzte, sein lehrhaftes Wesen, seinen freundlichen Ernst und die Gemessenheit seiner Empfindungen, die Ricarda Huch mit einem kanalisiertem Gewässer vergleicht, das ebensowenig eintrocknet wie es je über die Ufer treten würde.

Die zweite Hälfte der Achtzigerjahre und die ersten Jahre des folgenden Jahrzehnts galten der schon während Eschers Lehrjahren begonnenen Aufarbeitung unerledigter Bücherbestände. Immer neue „Nester“ wurden in den weitläufigen Dachräumen entdeckt. Der Jahresbericht für 1893 kann den Abschluß dieser Arbeit melden. Dazu kamen durchgreifende Revisionen von Sonderabteilungen. Das stark vermehrte Titelmateriale hätte an sich schon die Drucklegung als Fortsetzung zu dem 1864 veröffentlichten Katalog verlangt, selbst wenn nicht gerade in jenen Jahren das Problem des Katalogdruckes auch aus andern, weitergreifenden Erwägungen gereift wäre. Schon im Jahre 1885 hatte ein Artikel Professor H. Blümmers in der Neuen Zürcher Zeitung die Frage eines Zentralkataloges der zürcherischen Bibliotheken aufgerollt, die Escher sofort in ihrer ganzen Tragweite erkannte. Die Voraussetzung für den Plan aber war, daß wenigstens eine der an einem solchen Unternehmen zu beteiligenden Bibliotheken

ihre eigenen Rückstände aufgearbeitet und den Titeldruck nachgeführt hatte. Seit 1888 ließ die Stadtbibliothek gedruckte Zuwachsverzeichnisse erscheinen, und 1890 legte das Bibliothekariat eine umfassende, im Hinblick auf gemeinsame Unternehmungen der zürcherischen Bibliotheken abgefaßte Denkschrift über die Katalogarbeiten der Stadtbibliothek dem Konvent vor. Es sah vor: Drucklegung einer Katalogfortsetzung im Anschluß an den Katalog von 1864, Fortführung des großen alphabetischen Bandkataloges im Lesesaal, Anlage eines Sachkataloges, Wiederaufnahme der Handschriftenkatalogisierung und schließlich Anlage eines zürcherischen Zentralkataloges. Es war ein Programm auf Jahre hinaus. Der Konvent stimmte ihm zu und beschloß als erste Arbeit den Druck der Katalogfortsetzung. Dazu mußte zunächst Escher eine Katalogisierungsinstruktion aufstellen, da die Titelaufnahme bisher sehr willkürlich erfolgt war. Dann war, im wesentlichen durch W. v. Wyß und Ricarda Such, die Vergleichung sämtlicher Titelaufnahmen mit den Originaltiteln durchzuführen. Im Herbst 1895 begann der Druck, im Juli 1897 war er beendet; allein statt des vorgesehenen einen Bandes umfaßte die Katalogfortsetzung zwei Bände und ein Ergänzungsheft und statt 35000 Titel und Rückweisen waren es ihrer 68000 geworden.

Inzwischen hatten die zürcherischen Bibliotheks- und namentlich die Katalogfragen ein Echo sogar im Großen Stadtrat gefunden, der auf den Antrag des Kantonsstatistikers Ernst Kollbrunner die städtische Exekutive einlud, auf die Herausgabe eines gedruckten Sachkataloges der Stadtbibliothek und auf die Erstellung eines gemeinsamen Kataloges der wissenschaftlichen Bibliotheken Zürichs hinzuwirken. Escher fand es für ratsam, „das Eisen zu schmieden, solange es heiß war“, das heißt solange sich die Öffentlichkeit für derartige Fragen interessierte; er unterbreitete dem Stadtbibliothekskonvent einen neuen Bericht über den postulierten Sachkatalog, dessen Drucklegung aber aus finanziellen Erwägungen schon der Stadtrat abgelehnt hatte, über die Herausgabe gemeinsamer Zuwachsverzeichnisse und über einen zentralen Katalog. Die Ausführung dieser Pläne wird uns im folgenden Abschnitt beschäftigen.

In der Katalogarbeit erschöpfte sich natürlich die Tätigkeit des Bibliothekariates und namentlich Eschers nicht. Ganz abgesehen von den laufenden Geschäften. Da war einmal die Angliederung von zwei Bibliotheken als Depositum, womit auch ihre Verwaltung verbunden war: der neugegründeten Bibliothek des Schweizer Alpenklubs, die bald stark anwuchs, und der allerdings viel weniger umfangreichen Bibliothek des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer. Ferner wurde durch die Aufnahme des Archivs der Familie Hirzel, dessen Inventar Escher für den Druck bearbeitete, der Anfang mit einer Abteilung zürcherischer Familienarchive gemacht, dann nach der Auflösung des 1850 gegründeten Kartenvereins dessen Sammlungen mit der Verpflichtung zur Weiterführung übernommen, das Gottfried-Keller- und das Zwingli-Museum eingerichtet. Eine wertvolle Bereicherung, zugleich aber auch eine nicht unbedeutende Arbeitsbelastung, bedeutete der Übergang der Bibliothek der Antiquarischen Gesellschaft, deren übrige Sammlungen an das neugegründete Landesmuseum abgegeben wurden, samt ihrem ausgedehnten Schriftenaustausch an die Stadtbibliothek. Auch in anderer Hinsicht brachte der Auszug der Antiquarischen Gesellschaft wichtige Veränderungen und viel Arbeit. Nun konnten nach einem mit Rücksicht auf die künftige Bibliotheksvereinigung allerdings stark reduzierten Umbauplan gewisse räumliche Veränderungen und Verbesserungen im Helmhaus und im sog. Wasserhaus durchgeführt werden. Der Lese-

saal wurde erweitert, neue Bücherräume wurden eingerichtet, während das Bibliothekariat sich bescheiden in die beiden düstersten Räume des ganzen Baukomplexes zurückzog. Auch für vermehrte Öffnungsstunden und Erleichterung der Benützung wurde gesorgt. Sodann wurden Vorkehrungen für den Brandfall getroffen, indem die wertvollsten Sammlungsbestände örtlich vereinigt und gekennzeichnet wurden; auch wurden Körbe, Säcke und Rutschtücher zum Abtransport bereitgestellt und aus Beamten, Freunden und häufigsten Besuchern der Bibliothek ein privates „Flöchnerkorps“ gegründet, all dies unter dem Eindruck der Brände des sog. Amthausfes beim Prediger (1887) und des Stadttheaters (1890), wo das eine Mal die Kantonsbibliothek, das andere Mal das Staatsarchiv stark bedroht gewesen waren. Dazu kam die Veranstaltung von Ausstellungen in der Helmhaushalle, die Nachführung der Kataloge und die von Escher mit bedeutendem eigenen Arbeitseinsatz geübte Auskunfterteilung in wissenschaftlichen, besonders geschichtlichen Fragen. So sieht man, daß jener mit dem Thema „Was es in einer Bibliothek zu tun gibt“, das er später einmal in so ansprechender Art behandelt hat, schon damals hätte eine Broschüre füllen können.

\*

Wir möchten hier auch einiges über Eschers Ferien berichten, die ihm die Kraft gaben, die Arbeit zu leisten, die auch für einen gesunden Menschen ein reichliches Pensum abgegeben hätte. Die ausführlichen, zum Teil wirklich reizenden Schilderungen von Land und Leuten, die der Sohn an seinen Vater sandte, gewähren uns willkommene Ausblicke auf diese Sonnenseite der Genesungsjahre, wenigstens bis 1890. Eine wie wichtige Rolle die Ferien damals im Leben Eschers spielten, zeigt eine Randbemerkung in seinen Erinnerungen, wonach er noch in der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre jeweilen vom Neujahr an die Wochen und schließlich die Tage bis zum Ferienanfang gezählt habe.

Das ganze Jahr 1886 scheint Escher zurückgezogen in Zürich verbracht zu haben mit Ausnahme einer Offizierschule in Thun. Im Vorfrühling 1887 finden wir ihn bei seinen Verwandten in Nocera. „Ich lebe so in den Tag hinein, freue mich jetzt endlich meines Urlaubes und des schönen Landes ... Einem solchen Von-der-Hand-ins-Maulleben habe ich schon lange nicht mehr obgelegen, nicht einmal die Kunst hat mich anzuziehen vermocht ... Goethes Italienische Reise und daneben sehr fragmentarische Lektüre der Neuen Zürcher Zeitung und des Pungolo (einer satirischen Zeitung) waren meine Beschäftigung.“ Der Erfolg dieses genießerischen Faulenzertums blieb nicht aus; die Schlaflosigkeit wich. Im August des gleichen Jahres macht Escher eine Kur in Silvaplana. Aber Bergtouren sind ihm verboten; er muß sich mit Botanisieren im Talgrund und dem behaglichen Schlendern nach St. Moritz begnügen, wo gebadet und Wasser getrunken wird.

Im April 1888 ist er in Locarno. „Der Wirt hat mich, als er meinen Namen in der schriftlichen Anfrage sah, sofort unter seine besseren Gäste eingereiht. Ohne daß ich Auftrag gab, reservierte er mir ein sehr hübsches Zimmer, ein hübscheres, als ich eigentlich nötig habe.“ Aber Escher freut sich doch der schönen Aussicht gegen das Maggiatal und auf den See, und die Fülle der Vegetation überwältigt ihn. Aber ach — „wenn ich etwas bedaure, so ist's, daß ich nicht so weit springen kann, als ich wohl wünschte. Die Endlichkeit meiner Kräfte drängt sich mir fast jeden Tag

auf". Im Juli und August desselben Jahres mußte er eine Badekur am Gießbach über sich ergehen lassen. Der Ort, oder besser gesagt die Aufmachung und die Gesellschaft, sind ihm unsympathisch; „die Leute sind so vornehm, daß sie bei Tisch die Servietten gar nicht heraufnehmen“. Vor „Reunions, Tanzen usw.“, sogar vor der abendlichen Beleuchtung der Wasserfälle drückt er sich ins Bett; über die Bergstöcke „mit obligatem Gemshorn und eingebranntem spiralgem Itinerar durch die ganze Schweiz und darüber hinaus“ macht er sich lustig. Das körperliche Training bestand in Hängekegelspiel und in Spaziergängen, von denen aber ein fünfstündiger schon hart an die Grenze der Leistungsfähigkeit reichte. Ein Lichtblick in dieser geistigen Öde war es, als sich auf Anregung eines als Kurgast anwesenden Professors am Petersburger Konservatorium ein Quartett bildete, an dem auch Escher sich beteiligen konnte.

Im Frühjahr 1889 weilt Escher in der Schloß-Pension Hertenstein am Vierwaldstättersee, „im schönsten Faulzernerest, das sich denken läßt“. Freilich, das Diner mit drei Gängen in dem mit Goldleisten beschlagenen Speisesaal, das schöne Zimmer, das er sich hat aufschwätzen lassen, und das erstklassige Billard lassen ihn kalt, aber die Lage des Hotels und sein Park haben es ihm angetan. Zwar heißt es immer noch, die Kräfte weise einteilen; „jeder Spaziergang zerfällt in zwei ungleiche Hälften; die kleinere wird für das Gehen, die größere für das Ausruhen verwendet; insofern könnte man es eher Spazieren sitzen nennen.“ Im folgenden August sucht Escher wieder das Bündnerland auf. In Bals-Plaz fühlt er sich zuerst noch „recht nichtsnuzig und steif“; bald aber geht's besser, und voller Freude datiert er eine Postkarte von „700 Meter über Bals“. Dann wird sogar der Viz Mundaun bestiegen, aber als darauf schlechtes Wetter eintritt, grollt Escher nicht. „Die Ruhe ist mir ganz angenehm. Ich habe mir nun die Hörnchen abgelaufen, weiß, wieviel ich ertragen kann und bis zu welchen Grenzen ich gehen darf, und mit dieser Erkenntnis ist gewissermaßen eine neue Periode, eine Periode der Beschaulichkeit und Behaglichkeit eingetreten.“ Ende August zieht er ins Tenigerbad hinüber. Begeistert schildert er das Somvir: den brausenden Fluß in schauerlicher Schlucht, die Tannenwälder, die prächtig grünen Maiensäffen, die lachenden Alpen, darüber die steilen Felswände und im Hintergrunde, das Tal abschließend, die Schneeberge und Gletscher. Aber über die nachlässige Art der Bewirtschaftung von Alpen und Wäldern schreibt er sich in einen heillosen Zorn hinein und hält den Graubündnern einen ganzen Katalog von Nationaluntugenden vor. Die Unterkunft im Bad behagt ihm. Alles ist hier einfacher und auch billiger als am Gießbach. Die Haare hat er sich vom Schuhmacher in Surrhein scheren lassen; „die schönen Treppenabsätze, die in die kurzen Überreste hineingeschoren wurden, sehe ich selber nicht, und was andere zu ihnen sagen, kümmert mich nicht“.

Im folgenden Frühling verbringt Escher seine Ferien im Zürcher Oberland, das er sehr liebte und auch als Ausflugsziel immer wieder aufsuchte und empfahl. Er hatte sich in einem Gasthaus in Gibswil einlogiert, wo die Wirtsleute zuerst gar nicht begreifen konnten, daß ein Herr Escher aus Zürich so wenig Ansprüche stelle, besonders ans Essen, und nicht auf dem „verrittenen Sofa“ sitzen wolle. Mit Humor schildert er die in seinem Zimmer aufgestellte Bibliothek der Wirtin. Da gibt es Koch- und Haushaltungsbücher, Anleitungen zur Geflügelzucht und zur Rindererziehung, „und die väterliche Anrede an meine Tochter nach ihrer vereinstigen Trauung werde ich mir gleich morgen abschreiben; von mir selber könnte ich sie doch nicht so schön machen“. Er läßt sich allerlei Schnurren

über verstorbene und lebende Originale der Gegend erzählen, wie über den bekannten Wohltäter Sch... in Fischenthal, dem gegenüber die Gemeinde beim Versteuern die Augen zugedrückt hatte, weil sie auf ein schönes Legat rechnete, das dann doch ausblieb, oder über den Fabrikanten Jakob Keller in Gibswil, der zwar ein guter Demokrat ist und seinen Arbeitern an seinem Namenstage auf dem Bachtel droben etwas Rechtes zu essen und zu trinken vorsetzt, aber doch den Abstand gewahrt wissen will und vorlaute Leute nicht übel abtrumpft. Offenen Auges streift Escher im Gebiet zwischen Hörnli und Schnebelhorn umher, plaudert mit den Bauern auf den einsamen Höfen und freut sich der vortrefflichen Milch, die man ihm bietet, und der schönen und — das Wort ist charakteristisch — lehrreichen Aussicht. Im August 1890 endlich entdeckt Escher den Ferienort, der ihm seither sein ganzes Leben lang der liebste geblieben ist: die Lenzerheide. Er trifft dort mit der ihm von Straßburg her bekannten Professorenfamilie Glückiger zusammen und siehe: er, der sonst die Kurgesellschaft meidet, der auf der Sinsreise aus dem „verzürcherten“ Churwalden geflohen ist, wird gesellig, spielt nach dem Nachessen Schwarzpeter und arrangiert ein Schützenfest. Daneben geht er doch seine eigenen Wege. Die Gewohnheit freilich, schon gleich nach sechs Uhr morgens wenigstens ein kaltes Frühstück zu sich zu nehmen, um beizeiten aufbrechen zu können, scheint ihm das Hotelpersonal bald verleidet zu haben. Aber auch bei späterem Aufbruch reichte es zu schönen Vormittagstouren: Stäzerhorn, Crap la Pala, Alp Tcharmoin, Churer Joch usw. Die Nachmittage werden bei Lesen und Hindämmern in der Hängematte oder auf dem getreuen Plaid verbracht, der auf Reisen und Wanderungen seit der Knabenzeit eine wichtige Rolle spielt.

Aus den späteren Jahren haben wir nur gelegentliche Andeutungen über die Urlaube, deren Escher immer noch in ausgedehntem Maße bedurfte. Immerhin ging's nun mit raschen Schritten aufwärts. „Nach und nach, wenn auch langsam, wird ein Rädchen nach dem andern im Betriebe meiner Interessen und Beschäftigungen wieder eingesetzt; Schwankungen werden zwar noch oft eintreten; aber eines Gewinnes darf ich mich freuen, und der wird mich auch durch alle Anfechtungen hindurchführen: das ist Geduld und innere Ruhe, die mich seelisch wieder ins Gleichgewicht gebracht haben. Und so sind diese Zeiten nicht ohne Frucht geblieben.“

## Auf der Höhe der Kraft

1898—1917

Die Periode, die von den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die letzten Jahre des Weltkrieges sich erstreckt, war Eschers große Zeit. Zeit der Saat und einer verhältnismäßig rasch heranreifenden Ernte auf dem Gebiet des zürcherischen wie des allgemein schweizerischen Bibliothekswesens.

„Der Abschluß des Fortsetzungskataloges machte die Bahn frei für weitere wichtige Katalogunternehmungen.“ Soweit diese die Stadtbibliothek allein betrafen, war es

zunächst die Neuanlage des in der Bibliothek aufliegenden alphabetischen Bandkataloges, zu dem die gedruckten Kataloge von 1864 und 1896/97 das Titelmateriale lieferten. Ende 1900 konnte der erste, Ende Juni 1901 der zwölfte und letzte der umfangreichen Bände der Benützung übergeben werden; sie enthielten etwa 170000 Titel. Darauf wurde Hand an den Schlagwortkatalog gelegt. Wir erinnern uns, daß der Ruf nach einem Sachkatalog seit dem Jahre 1890 immer wieder erhoben worden war. Über die Form konnte man verschiedener Meinung sein. War noch das Programm des Bibliothekariates von 1890 und das Postulat Rollbrunner im Großen Stadtrat von 1896 von dem Gedanken an einen „Fachkatalog“, das heißt einen systematischen Katalog, ausgegangen, so sprachen sich im Bericht von 1897 über die Katalogisierungsarbeiten der Stadtbibliothek die beiden Bibliothekare Escher und v. Wyß für den Schlagwortkatalog aus. Der Grund zu dieser Schwenkung war die Erkenntnis, daß bei der Ungleichmäßigkeit der Bestände der Stadtbibliothek, die sich im Laufe der Zeit immer mehr nach der Seite der historischen Wissenschaften verschoben hatten, der Ausbau einer Systematik eine ebenfalls höchst ungleichmäßige Sache würde; ferner die leichtere Eingliederung neuer Wissensgebiete, die größere Leichtigkeit der Umwandlung eines Schlagwortkataloges in einen systematischen Katalog, als umgekehrt, sofern sich je die Entscheidung als verfehlt erweisen sollte, dann die freilich bald als irrig erkannte Meinung, daß ein Schlagwortkatalog leichter anzulegen sei, als ein systematischer Katalog, und endlich und hauptsächlich die Rücksicht auf den Benutzerkreis der Stadtbibliothek, der sich nicht nur aus Gelehrten zusammensetzte, denen die Systematik der Wissenschaften geläufig war, sondern auch aus wissenschaftlich interessierten Angehörigen weiterer Kreise, die sich in einem Schlagwortkatalog eher zurechtfinden würden. Wie die Herstellung des alphabetischen Bandkataloges, so lag auch diejenige des Schlagwortkataloges in erster Linie in der Hand des zweiten Bibliothekars W. v. Wyß und ist durch die Aufstellung der für ihn maßgebenden, ad hoc aufgestellten Regeln für immer mit seinem Namen verbunden. Escher hat in seiner Geschichte der Stadtbibliothek bescheiden den Anschein erweckt, als habe er an dem Zustandekommen des wichtigen Werkes kein Verdienst. Wir wissen aber von Wyß selbst, daß Escher stets zusammen mit dem Kollegen sich in mühsamer Arbeit den Weg durch die neuartigen Probleme gebahnt hat.

Der letzte Punkt im internen Katalogisierungsprogramm der Stadtbibliothek war die Herstellung eines Handschriftenkataloges gewesen. Escher hatte sich bei seiner Anstellung Hoffnungen gemacht, gerade diese Arbeit zugeteilt zu erhalten, die seinen damaligen wissenschaftlichen Interessen am nächsten lag. Nun war sie es, die am längsten hinausgeschoben werden mußte; erst von 1907 an konnte sie durch Beizug von Dr. Ernst Gagliardi durchgeführt werden; die mittelalterlichen Bestände gar, zumeist liturgischen oder theologischen Inhaltes, mußten bis in die Zeiten der Zentralbibliothek zurückgelegt werden, wo sich dann für ihre Katalogisierung und die der entsprechenden Bestände der Kantonsbibliothek aus Zürcher Stifts- und Rheinauer Klosterbesitz Spezialisten in den beiden Benediktinern Dom Germain Morin und P. Cunibert Mohlberg fanden. Erst heute geht der Druck beider Katalogteile seinem Abschluß entgegen.

Nachdem die Katalogfortsetzung von 1896/97 den Titledruck der Stadtbibliothek à jour gebracht und der Beschluß des Konvents die Herstellung des Schlagwortkataloges wenigstens gesichert hatte, konnte das Bibliothekariat der Stadtbibliothek sich den Aufgaben zuwenden, die über den Bereich der eigenen Anstalt hinausgingen. Es waren

dies in logischer Folge, von kleineren zu größeren Unternehmen fortschreitend: gemeinsame Zuwachsverzeichnisse, Zentralkatalog der zürcherischen Bibliotheken, Bibliotheksvereinigung.

Am einfachsten war das Problem der gemeinsamen Zuwachsverzeichnisse zu lösen. Die zur Teilnahme eingeladenen Bibliotheken, es waren ihrer elf, erklärten sich bereit, die Titel ihres Zuwachses vom Jahre 1897 an periodisch einzuliefern und an die Druckkosten im Verhältnis zu dem eingelieferten Material beizutragen. Eine kleine Kommission, bestehend aus den Leitern der Stadtbibliothek, der Rantonsbibliothek und der Bibliothek des Eidgenössischen Polytechnikums: Dr. Escher, E. Müller und Professor Rudio, sowie dem Präsidenten der Bibliothekskommission der Museums-gesellschaft, Professor Vetter, der übrigens auch dem Konvent der Stadtbibliothek angehörte, arbeitete eine den Regeln der Stadtbibliothek im wesentlichen entsprechende Katalogisierungs-instruktion aus; Anfang 1898 lieferten die Bibliotheken das Titelmateriale für 1897 an die Stadtbibliothek ab, die als Redaktionsstelle diente; die Verzeichnisse für 1897 und 1898 erschienen als Jahressbände; später ging man zur Halbjahrs- und Vierteljahrsheften über. Da in den Jahren 1900 bis 1904 auch die Rantonsbibliothek durch den Druck eines Supplementskataloges von 1859 bis 1898 die letzte wesentliche Lücke im Bereich des Katalogdruckes der zürcherischen Bibliotheken schloß, stand nunmehr das unumgänglich notwendige Material für die weitere Unternehmung, den „Zentralzettelkatalog der Bibliotheken der Stadt Zürich“ bereit. Auf eine Eingabe Prof. Veters lud die Erziehungsdirektion die für die Herausgabe der gemeinsamen Zuwachs-verzeichnisse bereits bestehende Kommission ein, ein Expertengutachten abzugeben. Ein solches wurde im März 1898 eingereicht. Es sah die Beteiligung der sämtlichen öffentlichen und halböffentlichen, direkt oder wenigstens indirekt jedem wissenschaftlich interessierten Benutzer zugänglichen Bibliotheken vor, unter Einbezug zwar schönwissenschaftlich gerichteter, aber mit Abteilungen allgemein bildender Literatur ausgestatteter Institute. Handbibliotheken von Lehrinstituten sollten außer Betracht bleiben. Der Name des geplanten Kataloges hatte an sich die Möglichkeit eines alphabetischen Verfasser- oder eines Sachkataloges oder beider Formen offen gelassen. Tatsächlich hatte bei den Beratungen über den Sachkatalog der Stadtbibliothek im Jahre 1897 Professor Vetter als Konventsmitglied dessen Ausdehnung auf die übrigen Bibliotheken befürwortet. Inzwischen hatten aber schon die ersten Arbeiten für diesen Katalog gezeigt, daß in Zehntausenden von Fällen für die sachliche Einreihung auf die Werke selbst zurückgegriffen werden müsse, eine Arbeit, die im erweiterten Rahmen des Zentralkatalogs schlechterdings nicht geleistet werden konnte. Das Gutachten beschränkte sich deshalb darauf, die Herstellung eines gemeinsamen alphabetischen Verfasserkataloges zu empfehlen. Regierungsrat, Stadtrat und Eidgenössischer Schulrat, dieser als Oberbehörde des Polytechnikums und seiner Bibliothek, einigten sich denn bald über das gemeinsame Unternehmen, dessen Kosten mit je zwei Fünfteln von Ranton und Stadt Zürich, zu einem Fünftel vom Polytechnikum übernommen werden sollten; im gleichen Verhältnis setzte sich die Aufsichtskommission zusammen, deren Vorsitz Professor Vetter übernahm. Die Arbeit indessen fiel wiederum der Stadtbibliothek zu, in deren Räumen der Katalog auch aufgestellt und im Herbst 1901 zugänglich gemacht wurde. Escher erwuchs dadurch eine neue, dauernde Arbeitsbelastung; das seiner Aufgabe mit der Einreihung der Titel beschäftigte, nicht immer völlig genügende Hilfspersonal mußte kontrolliert werden;

gelegentlich war sogar ein strengeres Einschreiten des obersten Beamten gegen einen zu Allotria neigenden Mitarbeiter nötig, der auf den Titeln Glossen nicht allzu feiner Art anbrachte. 1916 ging der Zentralkatalog, der ja immer nur als Vorläufer der Zentralbibliothek gedacht war, an diese über, womit die Kommission sich auflöste.

An die Frage der Bibliothekvereinigung selbst heranzutreten war nun ebenfalls die Zeit gekommen. Schon der früher erwähnte Artikel Professor Blümmers in der Neuen Zürcher Zeitung von 1885 hatte auch dieses Postulat aufgestellt, durch das der unzweckmäßigen und nur durch die politischen Gegensätze der Regenerationszeit erklärlichen Doppelspurigkeit im zürcherischen Bibliothekswesen ein Ende gemacht werden sollte. „Von da an ist der Ruf nach der Vereinigung der Bibliotheken nicht mehr verstummt.“ Das Ziel, ein neues, großes, zentrales Bibliotheksgebäude bestimmte das Ausmaß der Umbauten in der Stadtbibliothek; es wurde im Vorwort zum Neujahrsblatt dieser Anstalt für das Jahr 1896 vom Konventspräsidenten Dr. Conrad Escher offiziell ausgesprochen. Im Mai 1896 warf Professor Vetter in einem Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung den Gedanken in die Diskussion, die Kantonsbibliothek, von deren Leitung damals Oberbibliothekar Professor Frisshche zurückgetreten war, und die Stadtbibliothek zunächst organisatorisch zu vereinigen, das heißt unter eine einheitliche Leitung zu bringen.

Escher hat die Entstehung der Zentralbibliothek im Neujahrsblatt dieser Anstalt auf das Jahr 1919 geschildert und ist im zweiten Teil seiner „Geschichte der Stadtbibliothek“ wiederholt darauf zurückgekommen. Wir verzichteten darauf, aus diesen beiden Darstellungen eine dritte zu machen, der wir aus eigener Erinnerung nichts Wesentliches beizufügen hätten, und ziehen es vor, die Schilderung Eschers aus seinen schon mehrfach zitierten Erinnerungen aus seinem letzten Lebensjahr wiederzugeben; sie bietet gewisse neue, nicht uninteressante Züge und Schattierungen.

„Nun (1897) war auch endlich der Zeitpunkt gekommen zu einem weiteren Schritt, und zwar bei den städtischen Behörden, um Reservierung eines Bauplatzes für ein neu zu errichtendes gemeinsames Bibliotheksgebäude, wobei die offizielle Eingabe der Stadtbibliothek als Zone für ein solches das Gebiet zwischen Rämistrasse, Hirschengraben und Limmat in Aussicht nahm, während es freilich auch andere Ansichten gab, die hiefür das Plateau der oberen Rämistrasse und die Nähe der beiden Hochschulen zu bevorzugen wünschten. Als Antwort erfolgte aus dem Stadthaus zunächst eine Frage nach dem Raumbedarf, und so setzte sich die Geschäftsleitung der Stadtbibliothek mit der der Kantonsbibliothek und der drei kleineren Bibliotheken, der juristischen und der medizinisch-chirurgischen Bibliotheksgesellschaft, sowie der Naturforschenden Gesellschaft ins Einvernehmen, um ein solches Raumprogramm aufzustellen.

Leider gestatteten weder die kantonalen noch die städtischen Finanzen, dieses große Projekt sofort weiterzuführen. Wohl besprachen W. v. Wyß und ich die Frage von öffentlichen Sammlungen, wobei sich vor allem der Name von Professor Dr. Adolf Tobler-Blumer ergab, aber wir hielten dafür, daß die Stadtbibliothek ihre eigenen Arbeiten vorerst noch weiter vorwärts zu bringen habe, und unterließen es, den Schritt zu tun, den dann vier Jahre später, und zwar wahrscheinlich auf Anregung Professor Vettters, Professor Ferdinand Rudio unternahm und damit die ganze Angelegenheit auf ein neues Geleise brachte, denn während bis jetzt auch von offizieller Seite die Meinung geäußert worden war, die vorzusehende neue gemeinsame Bibliothek sollte eine

städtische Anstalt werden, in der die Stadt ihre Gegenleistung zum Unterhalt der kantonalen Universität zu leisten habe, kam nun die Initiative auf kantonalen Boden.

Am 1. August 1902 eröffnete nämlich Rudio der kantonalen Erziehungsdirektion, daß ein ungenannter Geber sich bereit erklärt habe, dem Kanton 200 000 Franken zur Verfügung zu stellen für ein gemeinsames Bibliotheksgebäude der Kantons-, der Stadt- und etlicher kleinerer Bibliotheken. Der nächste Schritt bestand darin, daß die kantonale Erziehungsdirektion den Kanton, die Stadt und die Behörden der betreffenden Bibliotheken zu einer Konferenz einlud, und diese Konferenz beschloß, sich mit Gesuchen um Beitragsleistungen an die weitere Öffentlichkeit zu wenden. Irgendwelche weiteren Fragen organisatorischer Art über die in diesem Gebäude unterzubringenden Sammlungen wurden weder von der Konferenz noch in den Werbezirkularen berührt. Lediglich machte ein Gutachten von Vetter und Rudio auf die Plätze der Terrasse der oberen Rämistrasse aufmerksam, sowie auf die Liegenschaften des vom Kanton angekauften sogenannten Stockargutes, woraus sich ein neuer Gegensatz zur Stadtbibliothek ergab, die gemäß ihres ganzen Charakters sich dagegen sträubte, an den Hang des unteren Hirschengrabens hinaufzuziehen.

Im September 1903 wurden dann Kantonsbaumeister H. Fiez und der erste Bibliothekar (der Stadtbibliothek) auf die Reise zum Besuch einer Anzahl auswärtiger, speziell deutscher Bibliotheken gesandt. Angesichts des Umstandes, daß nun die Initiative vollständig an den Kanton übergegangen war, hätte ich am liebsten auf Teilnahme an dieser Reise verzichtet und sie einem der Herren Rudio oder Vetter übertragen. Jedoch schämte ich mich, derart die Flinte ins Korn zu werfen, reiste also mit einem Reisegeossen, mit dem ich noch keine nähere Berührung hatte, ab und hatte die Genugtuung, daß wir während einer dreiwöchigen Reise uns Tag um Tag besser verstanden, und daß eine intime Aussprache am letzten Nachmittag in Freiburg im Breisgau ergab, wie sehr Fiez meinen Gesichtspunkten beistimmte und die ganze Schenkung der 200 000 Franken an den Kanton als Gegenschlag gegen die Absichten der Stadtbibliothek gedacht war.

Inzwischen drängte der Kanton, und wer auf seiner Seite stand, zum Ankauf eines Bauplatzes, speziell der Stockar'schen Liegenschaft, und da diese immerhin nicht auf der Höhe der oberen Terrasse lag, sondern am Hang und demgemäß auch von unten ordentlich zugänglich war, sträubten sich auch die Vertreter von Stadt und Stadtbibliothek nicht mehr.

Um so mehr lag mir daran, endlich einmal die organischen Fragen zur Sprache zu bringen, da diese schließlich doch Hauptsachen bedeuten. Ich erhielt demgemäß den Auftrag, ein erstes Exposé darüber abzufassen. Sein Inhalt war kurz gesagt der: die Einheit des Raumes erfordert die Einheit der Verwaltung und die Einheit der Verwaltung die Einheit des Eigentums, letztere deshalb, weil sonst Schenkungen greuliche Unklarheiten zu ergeben vermöchten. Als Formen für eine einheitliche Verwaltung kamen lediglich Kondominium und Stiftung in Frage. Erstere erwies sich freilich als unzweckmäßig, weil sie bei schwierigen Fragen sofort zu der alten Tagsatzungspolitik und ihrem Hinterziehbringen an den Auftraggeber geführt hätten. Auf den Gedanken einer Stiftung hatte mich bei einem Zusammentreffen auf einem Sonntagsspaziergang mein Vetter Stadtrat Heinrich Wyß gebracht, wobei ich freilich zuerst den Gedanken infolge juristischer Unkenntnis nicht erfaßte, beim Nachschlagen im privatrechtlichen Gesetzbuch

des Kantons Zürich zu Hause dann aber sofort in ihm die einzig zweckmäßige Lösung fand, die ich nachdrücklich vorschlug. Voraussetzung war freilich Gleichheit von Rechten und Pflichten zwischen den beiden vertragschließenden Parteien des Kantons und der Stadt, worüber ich mich zuvor mit Stadtpräsident Billeter ins Einvernehmen setzte und bei ihm Zustimmung fand. Eine weitere Voraussetzung war sodann auch die, daß die einzuwerfenden Sammlungen nicht gewertet würden, worüber ich mir ebenfalls die Zustimmung der Stadt um so mehr zu sichern hatte, als die Stadtbibliothek sowohl die größere, als namentlich auch die wertvollere Sammlung war. Das Exposé gelangte im Herbst 1904 zur Behandlung durch die Mitglieder der Konferenz, und es war mir ganz merkwürdig, zu erleben, wie von dem Zeitpunkt an sich absolut keine Diskussion über die von mir entwickelten Gesichtspunkte ergab und ein Widerstreit über die organischen Formen einfach nicht zur Geltung gelangte. Professor H. F. Hitzig und ich wurden beauftragt, auf Grund meines Exposés einen Stiftungsvertrag zu entwerfen. Im Frühjahr 1906 fügte ich ihm während eines Frühlingsaufenthaltes in Weesen besondere Erläuterungen bei; der Vertrag selber wurde dann aber zwei Jahre später nicht unzweckmäßigerweise durch den damaligen Erziehungsdirektor H. Ernst in zwei Teile geteilt: einen der beidseitigen Volksabstimmung zu unterwerfenden Vertrag und andererseits in lediglich durch die Regierungsinstanzen festzusetzende Statuten. Die Ungleichheit der einzuwerfenden Immobilien, einerseits Amtshausplatz, andererseits Predigerchor, verursachten zuerst gewisse Schwierigkeiten, indem der Kanton erklärte, der Amtshausplatz sei im städtischen Inventar nur zu 180 000 Franken angesetzt, was für die Gegenleistung des Kantons maßgebend sei, während die Stadt erklärte, wenn sie ihn folgenden Tags als Bauplatz verkaufe, lasse sich leicht der vierfache Ertrag erlösen. Der Ausgleich wurde dann so gefunden, daß die Stadt den Amtshausplatz einwarf, den sie zuerst von der Stiftung des bürgerlichen Nutzungsgutes zu erwerben hatte, der Kanton hingegen das zu Bibliothekszwecken umgebaute Chor. Freilich machte in Wirklichkeit der Kanton hierbei ein schlechtes Geschäft, insofern, als die Umwandlung zu Bibliothekszwecken dann gerade in die allertuerste Nachkriegszeit fiel, woraus dem Kanton erheblich größere Auslagen erwuchsen, als vorgesehen war. Eine glückliche Lösung fand sich hinsichtlich der einzuwerfenden Fonds, von denen der Stadtbibliotheksfonds mehrfach größer war, als derjenige der Kantonsbibliothek. Die Lösung bestand einfach darin, daß bestimmt wurde, es solle derjenige der Kantonsbibliothek, durch die dieser jeweiligen zufallenden Gebühren aus dem Hochschulbetrieb bis zur Höhe des Stadtbibliotheksfonds geäuftet werden, worauf dann der Kanton von jenem Zeitpunkt an anderweitig über die betreffenden Einnahmen verfügen könne. Die verschiedenen Plätze für den Bibliotheksbau mußten natürlich auch der regierungsrätlichen Kommission für die Hochschulbauten vorgelegt werden. Und da ergab sich nun merkwürdigerweise, daß gerade die beiden Plätze, die von kantonaler Seite in den Vordergrund gestellt wurden, außer Betracht fielen. Der oberste, zwischen Rämistrasse und Schöntalgasse, weil er für den Zugang zur neuen Hochschule offengehalten werden mußte, und die Stockar'sche Liegenschaft, weil dort das Gebäude zu nahe an das Biologische Institut gekommen wäre. So kam nun auch die kantonale Kommission auf den Amtshausplatz zurück und der Regierungsrat stimmte ihr bei. Freilich konnten sich damit etliche Gegner des Amtshausplatzes nicht befreunden, indem sie immer wieder dessen Lärmigkeit und dessen Gewühl spielender Kinder hervorhoben und deshalb die Liegenschaft zur Magneta, Ecke Platten-

straße-Gloriastraße, vorschlugen. Es war beabsichtigt, von Tobler zuhanden des Senates der Universität eine bestimmte Erklärung, daß er gegen den Amthausplatz sei, einzuholen. Aber glücklicherweise hatte er sich von mir, der ich seit 1905 in engem freundschaftlichem Verhältnis zu ihm stand, von der Gegnerschaft gegen den Amthausplatz abbringen lassen, weil ich immer wieder darauf hinwies, wie sich die Zentren größerer Städte entvölkerten und wie bereits das damals schon bestehende Rudolf-Mosse-Haus einen Anfang dieser Entvölkerung bedeute.“ Wie dann Escher, als von Professor Tobler die erwähnte Erklärung für die Magneta-Liegenschaft binnen kürzester Frist verlangt wurde, ihm durch eine unschuldige List eine abmahnende Botschaft indirekt zukommen ließ, die einen unter diesen Umständen untunlichen persönlichen Besuch oder ein eigenhändig adressiertes und daher Verdacht erregendes Schreiben ersetzte, und wie Tobler dadurch zur endgültigen Stellungnahme für den Amthausplatz sich entschied, das hat Escher gelegentlich auch mit Humor erzählt.

„Aber noch viel wirksamer unterstützte mich Tobler durch sein Versprechen, mir zuhanden des Baufonds der Zentralbibliothek einen weiteren Beitrag von 200 000 Franken zu übergeben, wenn es mir gelinge, dazu noch weitere 100 000 Franken von anderer Seite zusammenzubringen. Das war für mich natürlich ein mächtiger Ansporn zu neuen Bittgängen, die schließlich zu dem gewünschten Ergebnis führten.

Aber all diesen Verhandlungen wegen der Platzfrage war indessen so viel Zeit verstrichen, daß die Bibliotheksfrage nicht mehr mit der nötigen Abstimmung über die Hochschulbauten verbunden werden konnte. Und da für deren glückliche Durchführung wegen eines notwendig gewordenen Nachtragskredites große Anstrengungen nötig geworden waren, mußte die Bibliotheksfrage entsprechend verschoben werden. Im Jahre 1909 einigten sich endlich Regierungsrat und Stadtrat auf den Amthausplatz, und der Kantonsbaumeister konnte sich hinter die nötigen Detailpläne setzen. Immerhin verfloßen noch weitere vier Jahre, bis endlich im Jahre 1913 die Vorlage vor die beidseitigen Parlamente gelangte. Vetter gehörte als Mitglied des Kantonsrates der kantonsrätlichen Kommission an und sprach sich in dieser nachdrücklich in negativem Sinne aus. Glücklicherweise lagen aber die Verhältnisse doch so klar, daß sowohl stadträtliche wie kantonsrätliche Kommission nach Besuchen der beiden überfüllten Bibliotheksgebäude, der Kantonsbibliothek wie der Stadtbibliothek, sich einverstanden erklärten, wobei namentlich auch ein Gutachten des Hygienikers Silberschmidt über die mißlichen Verhältnisse Eindruck machte.“

Es folgte nun eine für Escher recht strenge Zeit, da es galt, die Öffentlichkeit durch Vorträge und Zeitungsartikel über die Vorlage zu orientieren. Es bedeutete keine Erleichterung dieser Aufgabe, daß Escher gleichzeitig gegen Gegner im bibliothekarischen Lager zu kämpfen hatte, die ihre Opposition gegen den gewählten Bauplatz nun auf Einzelheiten des Projektes, wie die natürlichen Beleuchtungsquellen des Lesesaales, übertrugen. Immerhin — und das hat auch Escher anerkannt — schwieg diese Opposition vor der maßgebenden Abstimmung im Kantonsrat.

„Die auf die beiden Abstimmungen vom 1. März (Stadt) und 28. Juni (Kanton) 1914 folgenden Jahre waren begreiflicherweise für mich sehr streng. Freilich erschreckte ich, als ich am letzten Tage auf der Direktion des Innern schon am Nachmittag nach dem Abstimmungsergebnis mich erkundigte und dort die Antwort erhielt: Ihnen ist es gut gegangen; aber kennen Sie schon die weitere Nachricht?, und auf meine Verneinung

die Kunde von Sarajevo hörte. Das konnte nach weitverbreiteter Ansicht doch nichts anderes bedeuten als einen europäischen Krieg und die Hinausschiebung des ganzen Bibliotheksbaues auf unbestimmte Zeit. Aber glücklicherweise stellte sich nach der allgemeinen Mobilisierung schon im November die Notwendigkeit heraus, durch Bauten Arbeit zu beschaffen, und so wurde denn nicht nur die vorgesehene aus kantonalen und städtischen Vertretern bestehende Kommission bestellt, in der ich als Aktuar Sitz ohne Stimme erhielt, sondern das kantonale Hochbauamt auch mit den Vorbereitungen für die Ausführung des Baues betraut. So galt es nun, neben den Arbeiten in der Stadtbibliothek, sich nicht nur für den Kantonsbaumeister stets zur Verfügung über alle Fragen baulicher Art zu halten, sondern auch die Fragen organisatorischer Art vorzubereiten. Die Arbeiten am Bau begannen im Januar 1915; Dezember 1915 fand im Weißen Wind ein Aufrichtemahl statt. Die gedrückten Preise der ersten Jahre des Weltkrieges hatten ermöglicht, vom Bau mehr auszuführen als vorgesehen war und auch den Ostflügel an der Chorgasse, von dem nur drei Geschosse hätten erstellt werden sollen, bis zum Dachfirst emporzubauen. Freilich brachten dann die späteren Jahre des Weltkrieges für die innere Ausstattung erhöhte Kosten.“

Auf 1. Januar 1916 trat die Stiftung ins Leben und wurde Escher als Direktor der neuen Anstalt gewählt. Auf die Vollendung des Gebäudes folgte im Frühjahr 1917 der durch ihn von langer Hand durch Abmessungen der Bücherbestände der zu vereinigenden Bibliotheken nach Brettmetern und Maximalhöhen, durch Transportproben u. a. sorgfältig vorbereitete Umzug, der in zwei Etappen durchgeführt wurde, indem zunächst die im Helmhaus und Wasserkirche befindlichen Sammlungen in den Neubau überführt wurden und hernach der Predigerchor (Kantonsbibliothek, juristische und medizinische Bibliothek) entleert wurde. Escher hatte sein Hauptquartier im Helmhaus. Dort, wie im neuen Gebäude, wurde von sieben bis zwölf und eineinhalb bis sechs Uhr angestrengt und exakt gearbeitet. Zwischenhinein aber gab es Züni- und z' Vieripausen, in denen das weibliche Personal die hungrigen und durstigen männlichen Kollegen, die sich hier wie bei der Arbeit vom Bibliothekar bis zum Bücherkistenträger kameradschaftlich zusammenfanden, mit Brot, Käse und Most bewirtete. Escher, frohgelaut über den guten Fortgang der Arbeit, saß mitten unter ihnen. Abends hielt er dann Rapport ab und gab die Befehle für den folgenden Tag aus. Nur einen Monat, die letzten Vorbereitungsarbeiten im Helmhaus und die Einrichtung der Verwaltung im Neubau inbegriffen, dauerte der Umzug, davon zehneinhalb Tage der Transport der Sammlungen. Die Dislokation der Bestände im Predigerchor konnte später in gemächlicherem Tempo geschehen. „Die Genugtuung war groß, als am 27. April 1917 Behörden und Geber zur Besichtigung eingeladen werden konnten, am 28. April nachmittags der Hochschulverein seine Hauptversammlung im Lesesaal abhalten und am Montag, 2. Mai, der Betrieb in dem neuen Gebäude eröffnet werden konnte.“ Die Einweihungsfeier in engerem Kreise wurde mit Eschers 60. Geburtstagsfest im Spätsommer verbunden, wobei dem Jubilar als Festschrift ein Band mit Reproduktionen von Zeichnungen zürcherischer Kirchen und Burgen von Ludwig Schulthess aus den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts überreicht wurde. Gleichzeitig ehrte ihn die theologische Fakultät durch die Verleihung ihres Dokortitels.

Allmählig erwachte auch wieder in Escher die Lust zu historischen Arbeiten. Sie bewegten sich im Kreise der Studien, die ihn in seinen Universitäts- und ersten Bibliotheksjahren beschäftigt hatten, galten also dem Zeitalter der italienischen Kriege und der Reformation. Zunächst schrieb er 1891 für den 33. Band der Allgemeinen deutschen Biographie die Lebensskizze des Kardinals Matthäus Schiner. Dann verteidigte er gegen Joh. Strickler seine Ansicht über die zeitliche Ansetzung des Planes Zwinglis über ein Bündnis mit den süddeutschen Städten. 1896 erschien im 21. Band des Jahrbuches für schweizerische Geschichte als erste größere Arbeit die schon zehn Jahre zuvor ausgearbeitete Darstellung des Verrates der Eidgenossen an Herzog Ludwig Maria Sforza zu Novara im Jahre 1500. „Die Arbeit gab mir noch recht viel zu tun, da sie sich noch im letzten Moment streckte ... Ob eine Fortsetzung erfolgt, erscheint mir ungewisser als je.“ Escher hat tatsächlich diese Studien nicht weiter verfolgt, sondern sein Material zwar nicht, wie er einmal halb im Scherz in Aussicht stellte, „bei Lebzeiten dem Meistbietenden überlassen“, sondern es den jüngeren Händen E. Gagliardis übergeben, der es in seinen Arbeiten über „Novara und Dijon“ und über den „Anteil der Schweizer an den italienischen Kriegen“ benutzen konnte. In den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft auf die Jahre 1905 bis 1907 schrieb Escher die Geschichte des Schweizer Fußvolkes im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts. Es war eine Art Ersatzleistung für die Geschichte der Mailänderkriege, die für dieselben Auftraggeber zu schreiben ihn die Krankheit verhindert hatte. „Eigentlich ist's eine Frechheit von mir, das Thema ohne jahrelange Detailarbeit angepackt zu haben.“ Kleinere Arbeiten liefen nebenher: über Lavater und die Bücherzensur, über ein Verzeichnis der Wirtshäuser der zürcherischen Landschaft aus dem Jahre 1530. Mit der Herausgabe der Aufzeichnungen des Seckelmeisters Hans Caspar Hirzel über seine Deportation durch die helvetische Regierung nach Basel im Jahre 1799 begann er seine Studien über die Schicksale dieses seines zu Eingang dieser Darstellung bereits genannten Urgroßvaters, dem er später die beiden Neujahrsblätter der Stadtbibliothek auf die Jahre 1908 und 1909 widmete.

Diese letztgenannten Arbeiten gehören schon ebensosehr dem biographischen Gebiete an wie dem der politischen Geschichte. Escher hat aber nicht nur Männern vergangener Zeiten beachtenswerte Denkmale gesetzt, vielmehr hat ihn seine Einfühlungsgabe und sein Blick für das Wesentliche zu der viel schwierigeren Aufgabe befähigt, Leben und Wirken von Zeitgenossen mit Hingabe an den Stoff und doch sachlich zu schildern. So verdanken wir ihm die Würdigung des Historikers und Präsidenten des Stadtbibliothekerkonventes Professor Georg v. Wyß, der zuerst in der Züricher Post erschien und hernach zusammen mit einem Nekrolog aus der Feder Paul Schweizers separat herausgegeben wurde. Eschers Skizze sollte ursprünglich nur Material für einen Artikel sein, den Professor O. Markwart zu schreiben gehabt hätte. „Da gab ihn der, wie er war, in die Druckerei. Mir war's im Anfang sehr unangenehm; dann mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen, und schließlich kann ich mir sagen, wenn ich mich auf das Urteil der näher und ferner stehenden Kreise besinne: es hätte noch verflüchter ausfallen können.“ Auch dem Nachfolger Georgs v. Wyß im Präsidium des Konventes, Dr. Conrad Escher-Ziegler, dann dem Freunde Wilhelm v. Wyß, dem großen Gönner und Mitbegründer der Zentralbibliothek Adolf Tobler, seinem Lehrer Gerold Meyer von Knonau und dem älteren Kollegen auf dem Felde historischer Forschung, Hermann Wartmann,

hat Escher, um dies hier vorauszunehmen, biographische Denkmale gesetzt. Stets mußte er die Würdigung der Leistungen der Dargestellten für das öffentliche Leben und für die Wissenschaft in ausgezeichnete Weise mit der Schilderung der Persönlichkeit zu verbinden und auch eigenwilligen Charakteren, wie es Wartmann war, gerecht zu werden. Mit dem Einspringen für den an der Vollendung seiner Arbeit über diesen Mann durch den Tod verhinderten Biographen wollte Escher noch am Ende seines Lebens die innere Verbundenheit mit der Heimat seiner Mutter bekunden.

Den lebhaften historischen Interessen Eschers entsprang auch seine Mitarbeit am Zürcher Taschenbuch. Er hat, wie alles, was er in die Hand nahm, auch diese Aufgabe nicht leicht genommen. Öfters hören wir in den Briefen, die er den an geschichtsbeflissene Freunde in Basel und Bern gesandten Exemplaren beilegte, Stoßseufzer über die Last der Redaktionstätigkeit und die Versicherung, der vorliegende Jahrgang sei nun aber auch ganz gewiß der letzte, der unter seiner Leitung erscheine. Er hat schließlich die 1883 übernommene Redaktionstätigkeit dann doch bis 1912 weitergeführt, hernach der Redaktionskommission als eifriges Mitglied angehört, 1933 sogar noch den Vorsitz angenommen und selbst mehrere Artikel für das Taschenbuch geschrieben.

Aus der Beschäftigung Eschers mit der Geschichte der Zürcher Reformation und aus der Tatsache, daß die Stadtbibliothek die Hüterin vieler Erinnerungsgegenstände an Zwingli war, erwuchs die Tätigkeit ihres ersten Beamten in dem 1897 gegründeten Zwingliverein. Escher wurde sofort in den Vorstand berufen, im folgenden Jahre übernahm er das Aktuariat und 1923, nach dem Rücktritt Meyer von Knonaus, die Leitung. Dr. Helen Wild, in der Festschrift des Zwinglivereins zu Eschers 70. Geburtstag 1927, und der Freund und langjährige Mitarbeiter, Professor Walther Köhler, in seinem Nachruf im ersten Heft der „Zwingliana“ von 1938, haben Eschers Verdienste um den Verein so gewürdigt, daß wir nur das dort Gesagte zusammenfassen können. Der Zweck des Zwinglivereins war die Pflege von Zwinglis Andenken und zwar zunächst durch Herausgabe einer Zeitschrift, der „Zwingliana“, und durch die Unterstützung des kleinen, seit 1894 in der Stadtbibliothek befindlichen Museums. Dazu traten im Laufe der Jahre weitere Aufgaben, vor allem die Neuauflage von Zwinglis Schriften im Rahmen des Corpus Reformatorum, deren erster Band 1905 erschien, dann die Sammlung des Bullingerschen Briefwechsels, das Bullingerdenkmal und anderes. Escher hat auch hier seine außergewöhnliche Veranlagung in der Verbindung von organisatorischer und wissenschaftlicher Arbeit bewiesen. Auf der einen Seite hat er für die „Zwingliana“ eine große Reihe von Beiträgen, meist kleinere Aufsätze, geschrieben, andererseits war er die treibende Kraft bei den verschiedenen Unternehmungen des Vereins. Zusammen mit Georg Finsler und, nach dessen Tod im Jahre 1920, sozusagen mit seiner Tatkraft allein, hat er die während des Krieges ins Stocken geratene Ausgabe der Werke Zwinglis wieder in Gang gebracht. Das Jahr 1919 brachte die große Zwingli-Gedächtnisausstellung in der Zentralbibliothek, für die Escher die Initiative ergriff und für deren Aufbau er die mühsame Vorarbeit besorgte. Gleichzeitig erschien das prächtig ausgestattete Zwingli-Gedenkwerk. Wenn er darüber an G. Tobler schrieb: „Es hat mir viel zu tun gegeben und seine Menschlichkeiten sind mir genau bekannt. Aber ich freue mich doch der Mitwirkung daran“, so hat er damit in gewohnter Bescheidenheit seinen Anteil am Gelingen des Werkes verkleinert. Köhler hat das richtige Wort gefunden, wenn er sagt, daß Escher nicht ein beliebiger Mitarbeiter, sondern die „geheime

Seele“ dieses literarischen Denkmals des Jubiläumjahres von 1919 gewesen ist. Die Sorge um die würdige Erhaltung des Geburtshauses Zwinglis in Wildhaus führte ihn im Herbst 1919 nach Wildhaus. „(Ich) wandle auf Zwinglis Pfaden und sehe mir seine Heimat an — zum erstenmal in meinem Leben aus der Nähe. Es ist eine freundliche, wohnliche, offene und ansprechende Gebirgswelt.“ Nebenher ging die oft zu weit-ausholenden Untersuchungen nötigende Erteilung von Auskünften über vorhandenes oder an anderen Stellen zu vermutendes Material für die Reformationsforschung. Gerade hier hat Escher die von ihm gerne zitierten Tantalusqualen empfunden, wenn die über-große Fülle der täglichen Berufsarbeit ihn hinderte, sich tiefer in Fragen zu versenken, die sich ihm stellten, den Faden zu verfolgen, dessen Anfang ihm ein Zufall in die Hände gab. So ist, wie Köhler mitteilt, allerdings die Anregung zu der Untersuchung von Ernst Nagel über das Verhältnis der Coverdalebibel zur Zürcherbibel von Escher ausgegangen. Aber gar zu gern hätte er sie selbst angestellt. Das der Zentralbibliothek gehörende Exemplar jener seltenen englischen Bibelausgabe hat jahrelang in seinem Arbeitszimmer gelegen, und immer wieder hat er es zur Hand genommen: „Dahinter müßte ich nun auch einmal gehen“, und es wieder weggelegt mit einem kleinen Seufzer: „Aber es wird's wohl doch ein anderer machen müssen.“ Mit Freude erfüllte es ihn, als es gelang, den Zwingliverein auf eine allgemein schweizerische Basis zu stellen, damit er seinen Aufgaben besser entsprechen könne. Was er noch bis in seine letzten Tage für ihn geleistet hat, das soll später berichtet werden.

\*

Neben der Tätigkeit für die wissenschaftlichen Bibliotheken Zürichs hat Escher seine wiederkehrende Kraft auch in den Dienst des Volksbüchereigedankens gestellt. Die Gemeindeordnung des vergrößerten Zürich von 1893 hatte die Errichtung von Lesesälen und einer öffentlichen Volksbibliothek als Aufgabe der Stadt erklärt, und diese Aufgabe wurde von ihr unter angemessener Beitragsleistung der 1895 gegründeten Pestalozzi-Gesellschaft übertragen. Den Vorsitz der Gesellschaft übernahm zuerst Stadtrat Grob, bald darauf Erziehungssekretär Dr. Fritz Zollinger; Escher fiel die Leitung der Bibliotheksunternehmung zu, die allerdings mit dem Lesesaalbetrieb nicht vereinigt wurde, eine Trennung, die Escher stets als unzweckmäßig empfand und die erst 1932 aufgehoben werden konnte. Zunächst war aus den Beständen verschiedener kleiner gemeinnütziger Lese-Institute eine zentrale Bücherei zu bilden, an deren Seite bald auch drei, später bis zwölf Filialen traten. Escher hatte sich nun in die Verwaltungs- und Betriebsaufgaben der Volksbücherei einzuarbeiten. Er lehnte sich dabei an deutsche Erfahrungen und Vorbilder an; besonders Ladewig und die Einrichtungen der Krupp'schen Bücherhalle in Essen, dann namentlich Uckerknecht in Stettin, waren für ihn weg-leitend. Daneben hat er sich für die Methoden und Grundsätze des Bildungsbibliotheks-wesens in England und Amerika, in den skandinavischen Staaten, in Belgien und in der Tschechoslowakei stark interessiert.

Auch bei der Pestalozzi-Bibliothek trat die organisatorische Seite in Eschers Wirken stark hervor. Die literarische lag ihm weniger. Wohl kannte und schätzte er neben den deutschen Klassikern die großen Schweizer Dichter, aber die neuere schöne Literatur hat er nur ausnahmsweise durch eigene Lektüre verfolgt. Sein Tagewerk war durch die Berufsarbeit so sehr ausgefüllt, daß dazu keine Zeit blieb, und das Lesen

nachts im Bett, wo vielbeschäftigte Bibliothekare diesen Teil ihres Pensums zu erledigen pflegen, hat er, der oft Schlaflose, mit größter Energie abgelehnt. Als Ferienlektüre aber wurden entweder Bibliotheksakten oder dann historische und biographische Werke in den Koffer gepackt, keine Romane. Er hat ja auch so noch je und je geseufzt, der Bibliothekar komme zum Lesen nur des kleinsten Teiles dessen, was er eigentlich lesen mußte, geschweige denn dessen, was er gerne lesen möchte; „er gleicht dem Tantalus oder dem Ochsen, dem, entgegen der Vorschrift des Alten Testaments, beim Dreschen das Maul eben doch verbunden ist“. Vollends zur fremdsprachigen Belletristik waren Eschers Beziehungen nur zufällig. Er hat selbst bedauert, daß ihm nie ein längerer Aufenthalt außerhalb des deutschen Sprachgebietes vergönnt war, hat zwar Französisch natürlich geläufig gelesen und etwas weniger geläufig gesprochen und seine Kenntnisse des Englischen vor seiner Amerikafahrt in kürzester Zeit mit solchem Erfolg aufgefrischt, daß er drüben schon am zweiten Tag nach seiner Ankunft im Kreise von Fachgenossen eine kurze englische Ansprache aus dem Stegreif halten konnte. Auch in italienischer Sprache wußte er sich wohl zu verständigen. Aber die neuere Literatur dieser Völker blieb ihm doch im allgemeinen fremd. Ich erinnere mich, wie er sich ausnahmsweise einmal durch einen französischen Roman, dessen Aufnahme in die Bibliothek umstritten war, gewissenhaft, aber, wie er selbst sagte, mit innerlichem Stöhnen durchgearbeitet hat. So war Escher in dieser einen Beziehung, in der Bücherauswahl, auf seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen stärker angewiesen als auf irgend einem andern Gebiete. Dafür durften sich diese auch recht selbständig bewegen, denn auch hier galt Eschers Grundsatz, daß es zwar keine Freiheit ohne Verantwortung, aber auch keine Verantwortung ohne Freiheit gebe. Trat man mit Vorschlägen zur Anschaffung von Büchern an ihn heran, so stimmte er begründetem Urteil zu, selbst wenn ihm das Werk wenig sagte oder ihn gar nicht ansprach. Vergegenwärtigt man sich, daß Escher vierzig Jahre lang an der Spitze der Pestalozzi-Bibliothek gestanden hat in einer Zeit, da sich die Anschauungen über Erwachsenenbildung so von Grund auf geändert haben wie kaum je zuvor, stellt man sich ferner vor Augen, etwa an Hand der Kataloge, wie sich der Bücherbestand gewandelt hat, von einer sehr zufällig entstandenen Bibliothek ohne literarische Präferenzen für brave, einfache, von irgendwelchen Problemen unbeschwerte Leute bis zur heutigen Musterbücherei, in die jedes einzelne Werk nur auf Grund sorgfältiger Prüfung eingestellt wird und die auch dem anspruchsvollen Leser immer wieder Neues bietet, so erkennt man auch hier die Weltoffenheit Eschers, der die Zeichen der Zeit verstand und in ihrem Sinne handelte. Wir werden sehen, wie er noch in hohen Jahren sein Wirken für die Pestalozzi-Gesellschaft krönen durfte.

\*

Es ist bedeutsam, daß gerade der Zeitabschnitt, da Eschers Tätigkeit auf dem Gebiete zürcherischer Bibliothekspolitik am intensivsten war, auch diejenige ist, wo er teils durch die Entwicklung auf eidgenössischem Gebiet veranlaßt, teils aus eigenem Entschluß über Zürichs Grenzen hinausgriff. Es betraf dies die Fragen der Schweizerischen Landesbibliothek, des Schweizerischen Gesamtkataloges und die Gründung der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare.

Der Gedanke einer schweizerischen Landesbibliothek, der schon in der Zeit der Helvetik von dem Minister der Künste und Wissenschaften Ph. A. Stapfer erwogen

und bereits durch umfassende Erhebungen über Eigentumsverhältnisse und Bestand der bestehenden und säkularisierten Büchersammlungen zur Ausführung vorbereitet worden war, aber 1803 mit so vielen andern beachtenswerten Plänen zu Grabe getragen werden mußte, feierte im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts seine Auferstehung, indem Dr. F. Staub, der Begründer des Schweizerischen Idiotikons und während sechs Jahren Eschers Kollege an der Stadtbibliothek, ihn wieder aufnahm. 1892 machte ihn die Zentralkommission der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde sich zu eigen. Nun hatte das Gesetz von 1891 über die Errichtung eines Landesmuseums, das die Bestimmung des Sitzes der neuen Anstalt dem Entscheid des eidgenössischen Parlamentes anheimstellte, einem Wettlauf der Städte mit den unvermeidlichen unschönen Nebenerscheinungen und, als Zürich als Siegerin das Ziel erreichte, eine nachhaltige Verstimmung in andern Kantonen hervorgerufen. Das mußte bei der Errichtung einer Landesbibliothek vermieden werden, indem ihr Sitz bereits im Gesetz bestimmt wurde. Zürich schied nach seinem Erfolg im Wettbewerb um das Landesmuseum von vornherein aus, wenn auch einzelne Mitglieder des Stadtbibliothekskonvents die Partie nicht ohne weiteres verloren geben wollten. Ebenso wußte sich Escher persönlich, trotz gegenteiliger Andeutungen von bernischer Seite in der Tagespresse, frei von Aspirationen auf die Leitung der neuen Anstalt. Er werde ablehnen, schreibt er einem Berner Freunde. Er sehe seinen Lebensgang „ganz geradlinig bis zum Finale“ vor sich, und zwar in Zürich, wo er eine schöne Aufgabe, seine Verwandten und die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Tätigkeit neben seinem Amt habe. Auch die finanzielle Seite der Angelegenheit spiele für ihn, der sich zum endgültigen Verzicht auf die Gründung einer Familie entschlossen habe, keine Rolle. Der bundesrätliche Gesetzesentwurf wurde von einer bibliothekarischen Expertenkonferenz, der auch Escher angehörte, durchberaten, und dieser hielt seine eigene Bibliotheksbehörde auf dem Laufenden. Das Stadtbibliothekariat legte dem Konvent eine Anzahl von Thesen vor, auf Grund deren jener beschloß, es liege kein Anlaß vor, sich gegen die Gründung einer schweizerischen Landesbibliothek grundsätzlich auszusprechen, jedoch seien an das neue Institut eine Anzahl von Forderungen im allgemeinen Interesse zu stellen, wie die genaue Abgrenzung des Sammelgebietes, die Herausgabe gedruckter, periodischer Zuwachsverzeichnisse, die Ausdehnung des Leihverkehrs auf die ganze Schweiz, das Anrecht der kantonalen und städtischen Bibliotheken neben der Landesbibliothek auf Pflichtexemplare, falls solche durch ein zu erlassendes Gewerbegesetz eingeführt werden sollten, und endlich — hier erkennen wir deutlich die Hand Eschers — soll „die Bibliotheksverwaltung (der Landesbibliothek) in die Lage gesetzt werden, Aufgaben allgemeiner bibliothekarischer Art, deren Erledigung allen schweizerischen Bibliotheken und den weitesten Kreisen gleichmäßig zugute kommt, durchzuführen“. Ebenso wird man zum guten Teil Eschers Einfluß die Aufnahme des Programmpunktes betreffend die Erstellung und Weiterführung eines Helvetica-Nachweiskataloges für die Drucke vor 1848 zuschreiben dürfen, der ihm ganz besonders am Herzen lag. „Mir scheint, die Landesbibliothek steht und fällt mit dem Beutezug. Leid täte mir dabei vor allem der Nachweiskatalog; denn von dem verspreche ich mir am meisten“, schreibt er am 19. Februar 1894. Mit der 1894 von der Bundesversammlung angenommenen Fassung des Landesbibliotheksgesetzes konnten sich die Fachkreise zufrieden geben. Bern als Sitz einer neuen und selbständigen Anstalt war gegeben von dem Augenblicke an, wo die maßgebenden

Stellen betonten, daß jene nicht nur der Forschung, sondern auch den praktischen Bedürfnissen der Bundesverwaltung zu dienen habe. Durch die Beschränkung der Sammelstätigkeit der Landesbibliothek vorzugsweise auf die neu erscheinende schweizerische Literatur und für die ältere bis zurück zum Jahre 1848 wurde eine nicht zu verantwortende Doppelspurigkeit von vornherein ausgeschaltet. Freilich erwies sich die Wahl dieses politisch bedeutsamen, in der literarischen Produktion aber weniger einschneidenden Jahres als Grenzstein nicht als glücklich und für die Sammelstätigkeit der Bibliothek allzu einengend; die Revision des Landesbibliotheksgesetzes im Jahre 1911 schuf dann die Möglichkeit, auch ältere Literatur aufzunehmen.

Waren die Stadtbibliothek Zürich und ihr Leiter nicht in Versuchung gekommen, in der Angelegenheit der Landesbibliothek als Ganzes Bundeswasser auf die zürcherische Mühle zu leiten, so kostete dieser Verzicht in einer Teilfrage allerdings ein gutes Maß von Überwindung. Nach gut schweizerischer Art sollte Luzern dafür, daß ihm die Landesbibliothek entgangen war, entschädigt werden, indem seine Bürgerbibliothek offiziell als Sammelstelle für Helvetica vor 1848 bezeichnet und mit einer jährlichen Bundessubvention bedacht wurde. Dies deshalb, weil von den größeren und mittleren Bibliotheken der Schweiz dieses Institut die einzige reine Helveticabibliothek war und im unbestrittenen Rufe stand, daß seine Helveticabestände die reichsten im ganzen Lande seien. Auch Escher hatte an das Axiom geglaubt und in der Expertenkommission sich zugunsten von Luzern ausgesprochen. Nun aber stiegen ihm, wie er sagt, „durch Zufall“, aber doch wohl im Zusammenhang mit den damaligen Katalogarbeiten der Stadtbibliothek, Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme auf. Genauere Erhebungen führten zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Helveticabestände der Stadtbibliothek Zürich zahlenmäßig bis 1835 den Schätzen der Bürgerbibliothek Luzern überlegen seien, und daß erst mit diesem Jahre der Vorsprung Luzerns beginne. Gleichzeitig vernahm man, daß die zur Behandlung des Geschäftes gewählten Kommissionen des eidgenössischen Parlaments sich auf den Weg machten, um die hauptsächlichsten Bibliotheken der Schweiz zu besuchen. Sollte Zürich auf seine Helveticabestände pochend, die Frage mit allen unerfreulichen Folgen wieder aufrollen und die Bundessubvention für seine Stadtbibliothek beanspruchen? Oder sollte man schweigen, die irrige Ansicht über die Verteilung der Helveticabestände weiter wuchern lassen und sich bei Bekanntwerden des Sachverhaltes dem Vorwurf aussetzen, Zürichs Interessen nicht gewahrt zu haben? Manus manum lavat! Mit der ausdrücklichen Begründung, daß in der Landesmuseumsangelegenheit die Zentralschweiz Zürich unterstützt habe, entschloß sich der Stadtbibliothekskonvent zu einem Mittelweg: er verzichtete auf eine besondere Eingabe an die zuständigen Bundesorgane, ließ aber den Bericht des Bibliothekariates über die gemachten Erhebungen drucken und legte ihn in die Hände der zur Besichtigung eintreffenden eidgenössischen Kommissionen. Mochten sie daraus ihre Schlüsse ziehen oder nicht.

Escher ist seit jenen Tagen mit der Schweizerischen Landesbibliothek, ihren Aufgaben und Vorstehern in enger Verbindung geblieben und hat in seinen letzten Jahren noch Gelegenheit gehabt, sich an der Neuordnung der Luzerner Bibliotheksverhältnisse tatkräftig zu beteiligen. In dem Konflikt zwischen dem ersten Landesbibliothekar und der ihm übergeordneten Kommission und ihrem Präsidenten, der sich aus der unklaren Abgrenzung der beidseitigen Kompetenzen und aus der Verschiedenheit der Charaktere

und Arbeitsmethoden zwischen den beiden Männern erhob, konnte Escher freilich nur als Privatmann und Kollege zu vermitteln versuchen. Es lag ihm daran, den Bibliothekar zu halten; „die Landesbibliothek würde sehr viel verlieren, wenn er gehen sollte“. Aber die Lage war hoffnungslos geworden; der Bibliothekar legte sein Amt nieder. Mit seinem Nachfolger verband Escher bald ein enges kollegiales Verhältnis, das sich nicht änderte, als Escher 1912 in die Schweizerische Bibliothekskommission, die Aufsichtsbehörde der Landesbibliothek, und 1918 zu ihrem Präsidenten gewählt wurde. Escher hat die theoretische Möglichkeit von Interessengegensätzen zwischen der Landesbibliothek und seiner eigenen Anstalt zugegeben, aber zugleich betont, daß sie unter Männern, die zu sachlicher Behandlung der Fragen und zur Verständigung bereit seien, nicht unlösbar seien. Praktisch haben sich wesentliche Gegensätze nie ergeben, und als im Jahre 1926 ein von Bern weggezogener deutscher Professor in einem rückblickenden Artikel im „Bund“ in durchsichtigen Worten „einem andern Kanton“ (nämlich Zürich), und damit implizite Escher als dem Vertreter dieses Kantons in der Schweizerischen Bibliothekskommission, Sabotage an gewissen von Berner Hochschulkreisen propagierten Bibliotheksvereinigungsplänen der Bundesstadt vorwarf, wodurch angeblich verhindert werden sollte, daß Bern die größte schweizerische Bücherei erhalte, da konnte der Angegriffene unter dem Beifall seiner Berner Kollegen den Anwurf mit gutem Gewissen von sich abwischen.

Ganz wesentlich war Eschers Anteil an der Schaffung des der Landesbibliothek angegliederten Schweizerischen Gesamtkataloges, der an die Stelle des aus dem revidierten Bibliotheksgesetz von 1911 herausgefallenen Helvetica-Nachweiskataloges treten sollte. Auf Eschers Anregung setzte Dr. Hans Barth in mühsamer Arbeit jenen Probeauschnitt aus gedruckten Katalogen von zunächst fünfzehn, dann, für die Bibliotheksabteilung der Landesausstellung von 1914, von fünf und fünfzig schweizerischen Bibliotheken zusammen, der die geringe Übereinstimmung der Bücherbestände der verschiedenen Anstalten und damit den Nutzen, ja die Notwendigkeit eines zentralen Nachweiskataloges schlagend bewies. Freilich fand der Gesamtkatalog dann im revidierten Bibliotheksgesetz doch keinen Platz, aber bei der günstigen Haltung des Bundesrates wie der Bundesversammlung war die Hoffnung begründet, den Plan auf andere Wege durch den Bund oder mit seiner Unterstützung auszuführen. Da setzte 1914 der Ausbruch des Weltkrieges alles in Frage, und ebensowenig war in den Nachkriegsjahren auf die erforderlichen Mittel zu rechnen. Und nun bewies Escher seine geistige Wendigkeit. Er war 1926 bereit, nicht nur auf den Gedanken des schweizerischen Zettel-Gesamtkataloges und eines damit verbundenen eigentlichen Auskunftsbureaus, sondern auch auf lokale Zuwachsverzeichnisse zu verzichten, um aus den dadurch freierwerdenden Mitteln schweizerische Gesamtzuwachsverzeichnisse nach dem Muster der schwedischen Bibliotheken herauszugeben. „Das Bessere ist der Feind des Guten. Das gilt auch für uns.“ Als aber im folgenden Jahre sich die Möglichkeit zeigte, durch anfängliche Beschränkung des aufzunehmenden Titelmaterials nun doch die finanzielle Grundlage für einen zentralen Zettelkatalog zu schaffen, da hat Escher ohne Zögern sein „schwedisches“ Projekt zurückgezogen zugunsten desjenigen, das Direktor Godet von der Landesbibliothek vorschlug. Erkannte er doch auch in diesem Plan seinen Grundsatz, lieber zunächst ein enger gefaßtes Programm zu verwirklichen und seine Ausdehnung auf spätere Zeiten zurückzulegen, als von allem Anfang an zu viel unternehmen zu wollen. Escher hat die erfreuliche Entwicklung des Kataloges noch fast zehn Jahre lang verfolgen dürfen und

sich daran gefreut. Unter Beteiligung der meisten namhaften Bibliotheken der Schweiz und mit erträglichen finanziellen Aufwendungen ist an der Schweizerischen Landesbibliothek ein Katalog von heute anderthalb Millionen Titeln entstanden, der das wichtigste Hilfsmittel des Literaturnachweises in unserem Lande geworden ist und dessen Bedeutung mit jedem Jahre steigt.

Der föderalistische Aufbau unseres Staates bringt es mit sich, daß von zentraler Stelle aus weder das schweizerische Bibliothekswesen geordnet und geleitet noch für die Heranbildung des bibliothekarischen Nachwuchses gesorgt werden kann. Selbst die schon erwähnte Schweizerische Bibliothekskommission ist bis heute die Aufsichtsbehörde nur der Landesbibliothek geblieben. Wohl sollten und konnten dieser gelegentlich von Amtes wegen Aufgaben zugeteilt werden, die das Bibliothekswesen des ganzen Landes interessierten, aber die kantonalen, kommunalen, privaten Bibliotheken, die sich daran zu beteiligen hatten, ließen sich von Bern eben nicht befehlen, sondern nur zu freiwilliger Mitarbeit einladen. Diese Zusammenarbeit sicherzustellen, die so mannigfachen bibliothekarischen Kräfte des Landes auf dem Boden einer von beruflicher Einsicht getragenen Freiwilligkeit zusammenzufassen zu Unternehmungen, die der Bund nicht oder nicht allein durchzuführen in der Lage war, dazu sollte die Vereinigung schweizerischer Bibliothekare dienen. Die Initiative ging von Oberbibliothekar Carl Christoph Bernoulli in Basel, Landesbibliothekar Johannes Bernoulli in Bern und Escher aus; einundzwanzig weitere Kollegen erklärten ihre Zustimmung zur Gründung dieses Berufsverbandes, der der erste auf dem europäischen Kontinent war. Escher referierte in einer Versammlung in Basel am 30. Mai 1897 über die Ziele der Vereinigung: Studium aller die Bibliotheken berührenden Fragen, Vertretung ihrer allgemeinen Interessen, Ausführung gemeinsamer bibliothekarischer Aufgaben. Dagegen wurde die syndikalistische Vertretung der persönlichen Interessen der Mitglieder abgelehnt in der richtigen Erkenntnis, daß eine solche Tätigkeit bei den sehr verschiedenen Amts- und Anstellungsverhältnissen von vornherein aussichtslos erscheine. Allerdings hatte sich die Vereinigung, von konkreten Fällen ausgehend, in der Folge gelegentlich auch für das Ansehen des Bibliothekarstandes gegenüber Behörden einzusetzen. Hinsichtlich des Mitgliederkreises machten sich von Anfang an zwei verschiedene Auffassungen geltend. Die beiden Bernoulli leiteten aus dem Grundsatz, daß die Vereinigung die Interessen der Bibliotheken, nicht der Bibliothekare, zu vertreten habe, die Ansicht ab, es sollten nur deren Leiter aufgenommen werden, während Escher die demokratische Richtung vertrat und darauf hinwies, daß zum Beispiel der zweite Beamte einer größeren Bibliothek für die vorkommenden Fragen wohl größeres Verständnis habe als die Leiter von kleinen und kleinsten Bibliotheken. Im Verlaufe siegte die von Escher vertretene weitherzige Tendenz; die Türen wurden immer mehr geöffnet, was den Verhandlungen an den Generalversammlungen keinen Eintrag tat und das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärkte. Fragen, die die Verhältnisse der einzelnen Bibliotheken berührt hätten, traten durchaus hinter solchen allgemeiner Art zurück, so daß sich ein Anlaß zu der befürchteten Divergenz der Ansichten zwischen Bibliotheksleitern und Subalternbeamten über interne Dinge kaum je ergab.

Die konstituierende Versammlung fand im November 1897 in Baden statt. Als Präsidenten schlug Escher, da auch in dieser Angelegenheit auf die frische Wunde des Landesmuseumshandels Rücksicht zu nehmen war, den Basler Carl Christoph Bernoulli vor, Johann Bernoulli wurde Aktuar; Escher übernahm das Quästorat.

Erst 1910 ließ er sich bereitfinden, den Vorsitz zu übernehmen; er führte ihn bis 1919, wo er dann wieder zur Verwaltung der Finanzen hinüberwechselte. „Freilich blieb die Hauptarbeit an mir hängen“, schreibt Escher über die Gründungsjahre. Er war die Seele und treibende Kraft, wie Direktor F. Gardy in seinem Rückblick auf die ersten fünf und zwanzig Jahre der Vereinigung gesagt hat. Sein Amtsvorgänger, Théophile Dufour, hat das etwas massiver ausgedrückt, als er Escher in den Anfangsjahren der Vereinigung am Schluß einer Versammlung das Kompliment machte: Dites-donc, M. Escher, vous êtes le seul qui travaille dans cette société. Tatsächlich finden wir seinen Namen an hervorragender, vielfach leitender und entscheidender Stelle bei allen Unternehmungen der Vereinigung. Seinen Anteil am Zustandekommen des schweizerischen Gesamtkataloges haben wir erwähnt, das große Werk der Schweizerischen Volksbibliothek, dem die Vereinigung schweizerischer Bibliothekare zu Gevatter gestanden hat, wird noch zu nennen sein. Daneben waren es die Aufstellung von Katalogisierungsregeln für den Gesamtkatalog, der Ausbau des interurbanen Leihverkehrs, die Veröffentlichung der gemeinsamen Zeitschriftenverzeichnisse, die Fragen der ausländischen Bücherpreise und des Bücherzolls und in den letzten Jahren ganz besonders die Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses und die Fortbildung der bereits im Amt stehenden Kollegen, die Escher beschäftigten und über die er in den Versammlungen der Vereinigung seine auf eine souveräne Beherrschung des Stoffes aufgebauten und stets auf praktische Vorschläge hinauslaufenden Referate hielt. Auch über das Bibliothekswesen des Auslandes hat Escher in diesem Kreise berichtet, so wie er umgekehrt während langer Jahre als Mitarbeiter des deutschen Zentralblattes für Bibliothekswesen die ausländischen Kollegen darüber auf dem Laufenden hielt, was in der Schweiz geplant und geleistet wurde. In den letzten Jahren hat er dann, der veränderten Richtung seiner Studien entsprechend, mit Vorliebe über bibliotheksgeschichtliche Themata vorgetragen. Am geselligen Teil der Jahresversammlungen beteiligte er sich gern und fühlte sich nach getaner Arbeit im Kreise der Kollegen und in der Atmosphäre der Verehrung, die ihm von Alten und Jungen, von Deutsch- und Welschschweizern entgegengebracht wurde, recht behaglich. Gerne kramte er allerlei Erinnerungen und Anekdoten aus der Frühzeit der Vereinigung oder von seinen Reisen aus, und meist war er es, der den Trinkspruch auf das Vaterland hielt. An diesen bibliothekarischen Versammlungen machte er wohl auch einmal eine Ausnahme von seiner sonst so strenge eingehaltenen Regel des frühzeitigen Zubettegehens, und wenn er sich zurückzog, so geschah das nicht mit der Miene des Hypochonders, sondern mit der Aufforderung an die, denen die Nachtruhe nicht so viel bedeutete, nur fröhlich beisammensitzend bis zur Polizeistunde. Wenn aber wir übernächtigen Gesellen uns am nächsten Morgen den Schlaf aus den Augen rieben, dann hatte Escher erstens schon irgendwelche Korrespondenzen oder andere Arbeiten auf seinem Zimmer erledigt und zweitens schon einen tüchtigen Spaziergang hinter sich. Während neununddreißig Jahren hat er nie an einer Jahresversammlung der Vereinigung gefehlt, und als ihm die schwere Krankheit die Teilnahme an der vierzigsten Zusammenkunft in Genf im Herbst 1937 verwehrte, da dämpfte sein Fernbleiben sichtlich die Stimmung. Man wußte, daß der letzte der Gründer der Vereinigung im Begriffe stehe, von seinem Werk Abschied zu nehmen.

\*

In diesem Abschnitt, der die vier ersten Jahre des Weltkrieges einschließt, ist auch die Haltung Eschers gegenüber diesem ungeheuren, ihn tief aufwühlenden Ereignis zu

berühren. Sprache, dankbare Erinnerung an die Studienzeit und an die Förderung seiner beruflichen Kenntnisse, persönliche Freundschaften ließen ihn mit Deutschland fühlen. „Die Sprach- und Kulturgemeinschaft mit Deutschland zu verleugnen, würde mir nie einfallen.“ Dazu kam seine Furcht vor den wirtschaftlichen Hegemonieplänen Englands, deren Anzeichen bei einer Reise nach London 1912 starken Eindruck auf ihn gemacht hatten, vor einer „Verkosakung“ Europas und vor dem italienischen Irredentismus. Auf der andern Seite verurteilte er die Balkanpolitik Österreichs, das „groteske diplomatische Ungeschick“ Deutschlands, gewisse Auswüchse des deutschen Militarismus (die Saberner Affäre des Leutnants Forstner hatte ihn sehr erregt), die Verletzung der belgischen Neutralität, über deren Aufrichtigkeit er zwar anfänglich gewisse Zweifel hegte. Notizen, Entwürfe zu Aufsätzen, Briefe, die sich gelegentlich zu ausführlichen historisch-politischen Exposés auswuchsen, zeigen, wie Escher um ein klares Urteil über die Kriegsschuld gerungen hat. Allein es blieb bei einem „ignoramus“. Escher bescheidet sich: „Ich bin nicht Richter. Der Krieg ist eine göttliche Zulassung. Soll ich Gott vorgreifen? Ganz abgesehen davon, daß alle die vielen unbekanntem Zusammenhänge, alle die geschichtlichen Relativitäten mir von vornherein jede Möglichkeit zu einem Urteil benehmen.“ In so nahem Abstand von den Ereignissen werde auch die öffentliche Meinung der Schweiz nicht zu einem gerechten Urteil gelangen; ein moralisches Schiedsrichteramt sei daher abzulehnen, und der offiziellen Neutralität des Landes solle die Zurückhaltung des Einzelnen in der Bekundung von Zuneigung und Abneigung wenigstens in öffentlichen Manifestationen, namentlich auch in der Presse, entsprechen. Einen Aufruf in diesem Sinne zu erlassen, regte er im September 1914 in einem von einer Reihe namhafter Zürcher mitunterzeichneten Schreiben an den Bundesrat an. Eindeutig bekennt er sich zur notwendigen und selbstverständlichen Aufgabe, zusammen mit Schweizern anderer Zunge zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes zu wirken, nicht in blinder Aneignung des Standpunktes anderer, sondern auf Grund unbefangener Würdigung der Ereignisse im Ausland und ihrer Rückwirkung auf die Schweiz und in sachlicher Aussprache. Stichworte, auf ein Blatt hingeworfen, zeigen Eschers Stellung besser als langatmige Ausführungen: „Vaterland und Muttersprache. Diese vermittelt Kultur, jenes gibt Boden, auf dem der Mensch wirken kann. Für die meisten Menschen konzentrisch oder identisch, für manche doppelartig. Übereinstimmung (ist) leichter, Verschiedenheit nicht ohne Schwierigkeiten, weil natürliche Sympathien der Rasse, seitdem ringsum geschlossene Sprach-Staaten. Trotzdem und gerade um so mehr: hohe Aufgabe, auszugleichen und zu vermitteln und Fäden hin und her zu ziehen. — Heutiges Ziel: feste, bewaffnete Neutralität gegen wen immer. Der Weg dazu: Waffenrüstung; noch mehr: Einheit der Gesinnung. — Kluff, die hier leicht entsteht zwischen Gemeinsamkeit der Kultur und des Staates. Gefahr, daß Verschiedenheit der Rassensympathie divergente Anschauungen bewirkt. — Wie vermeiden? Überkleistern und verwedeln? Besser offene Aussprache. Aber taktvoll muß sie sein, schonend dem Bruder, sachlich dem Fremden gegenüber ... Über aller Verschiedenheit muß Überzeugung von gemeinsamen Aufgaben im gemeinsamen Staatswesen bestehen.“ Antimilitaristische Tendenzen, zumal die Proklamation des praktischen Antimilitarismus als sittliche Forderung angesichts der Kriegsgreuel, bezeichnete Escher für die Schweiz als „eine Selbstverstümmelung, wie Mißverstand sie in den ersten Zeiten der christlichen Kirche in körperlicher Beziehung vollzogen hat.“

## Ausbau und Neubau: Zentralbibliothek Zürich und Schweizerische Volksbibliothek

1917–1932.

Nun ist die Maschine installiert, jetzt geht's ans Ausfeilen", bemerkte Escher nach der Eröffnung des Betriebes in dem Neubau der Zentralbibliothek. Das galt in erster Linie für den Beamtenkörper. Es war dem Blick des Direktors für die besonderen Fähigkeiten seiner Mitarbeiter und seinem feinen Takt zuzuschreiben, daß die Eingliederung des Personals der Kantonsbibliothek und insbesondere ihres ehemaligen Leiters reibungslos erfolgte, wobei ihm freilich auch dessen anerkanntswerte Selbstbescheidung entgegenkam. Durch die Wahl des Departementsystems (Zugang, Katalog, Zeitschriften, Benutzung, Handschriften, Spezialsammlungen) schuf Escher für jeden der Bibliothekare ein Gebiet selbständigen, befriedigenden Wirkens; durch regelmäßige Konferenzen und individuelle Besprechung der sich aufdrängenden Fragen wahrte er sich die Übersicht und behielt die Zügel in der Hand, ohne sie mehr als nötig anzuziehen. Aber nicht nur die Bibliothekare kamen zum Wort. Jedes Mitglied des Personals konnte und sollte Anregungen und Wünsche für den Betrieb anbringen; diese wurden aufmerksam angehört, geprüft und diskutiert. Soweit die Vermehrung des Personals und der erweiterte Betrieb es gestattete, wurden die an der Stadtbibliothek üblichen patriarchalischen Formen des Verkehrs beibehalten, und Escher bemühte sich, sie auch außerdienstlich, etwa durch Einladungen zu gemeinsamen Ausflügen aufs Land oder ins Kurhaus am Zürichberg zu pflegen. Da saß er dann vergnügt unter all seinen Mitarbeitern und war der erste dabei, wenn nach der leiblichen Erquickung allerlei Gesellschaftsspiele gespielt wurden.

Aber auch am Betrieb wurde „gefeilt“, die Räder und Rädchen aufeinander abgepaßt. Voran stand immer die Forderung der Zweckmäßigkeit. Dabei wurde, wenn es sich um Einrichtungen handelte, die die Benutzer angingen, auch Vertreter aus diesen Kreisen um ihre Meinung befragt; die Entscheidung freilich traf Escher nach den aus bibliothekarischer Erfahrung gewonnenen Grundsätzen. Das war zum Beispiel der Fall in der Frage über die Fortführung von Bandkatalogen der Zentralbibliothek neben dem alphabetischen Zentral-Zettelkatalog, wo Escher bei aller Würdigung der von der ältern Gelehrten generation für jene vorgebrachten Argumente sich zum ausschließlichen Zettelkatalog entschloß. Nichts wurde übereilt; stets wurden zunächst nur die begleitenden Linien gezogen und die Einzelheiten der Erfahrung überlassen. „Dies diem docet“ pflegte Escher zu sagen, wenn wir einen bis aufs letzte ausgeklügelten Plan vorlegten. Hatte sich eine Anordnung in der Praxis bewährt, dann wurde alles genau schriftlich festgelegt und nichts dem Zufall oder der Willkür überlassen. Insbesondere verteidigte Escher, so sehr er sonst Neuerungen zugänglich war, die strenge Beobachtung bestehender Regeln und Vorschriften überall da, wo ein schwankendes Vorgehen zu Unsicherheit und Verwirrung führen mußte.

Wieviel laufende Kleinarbeit Tag für Tag zu erledigen war, das hat Escher in seinem bereits erwähnten Vortrag über das „Was es in einer Bibliothek zu tun gibt“ erzählt; die Schrift ist übrigens wohl eine der lebendigsten und liebenswürdigsten bibliothekarischen Plaudereien in deutscher Sprache. Dazu kam die Arbeit für die vielen andern Gesellschaften und Kommissionen, denen er in leitender Stellung oder sonstwie als treibende Kraft angehörte. Wie er sein Pensum erledigen konnte, ist eigentlich kaum zu erklären. Arbeit in den frühen Morgenstunden, zweckmäßigste und aufs äußerste getriebene Ausnützung der Zeit, zum Beispiel der Eisenbahnfahrten (wobei er einmal durch einen mitreisenden Bekannten gemahnt wurde, lieber in das wohlthuende Grün der Wälder und Wiesen hinauszublicken als hinein in die Akten), die Fähigkeit der Konzentration neben Besuchen, Telephon und Straßenlärm, das kann man alles namhaft machen; allein es bleibt ein unerklärter Rest der Leistung, den wir als Genie wohl benennen aber nicht deuten können.

Escher hat gelegentlich bedauert, daß seine Veranlagung ihn allzu sehr am Technischen und Administrativen hängen lassen und daß die vordringlichen Aufgaben der Zentralbibliothek auf diesem Gebiete ihn die Beschäftigung mit der Buchwissenschaft und ganz besonders die für den Bibliothekar so dankbare Aufgabe des Sammelns nicht so ausüben ließen, wie er es wohl hätte tun sollen. In rührender Selbstkritik hat er noch die Zweckbestimmung seiner letztwilligen Schenkung an die Zentralbibliothek mit diesem Versäumnis begründet. Es liegt in dem Selbstvorwurf etwas Wahres. Wir denken dabei nicht so sehr an das „schmerzliche Erlebnis“, wie es Escher selbst genannt hat, der Abwanderung der von Bäte Schultheß angelegten Handschrift von Goethes Ur-Meister ins Ausland, die übrigens noch in die Zeit der Stadtbibliothek fiel und die Escher nicht verhindern konnte. Auch war dieser angesichts der Bestimmung und der verhältnismäßig knappen Mittel der ihm anvertrauten Bibliotheken durchaus im Recht, wenn er es ablehnte, nach bibliophilen Gesichtspunkten zu sammeln, d. h. seltene und schöne Drucke zu erwerben, die mit Zürich nicht in Beziehung standen. Allerdings war Eschers bibliophiles Empfinden — im Sinne des ästhetischen Genusses an untadeligen Exemplaren, schönen Einbänden, seltenen Etats von Kupferstichen — wenig ausgeprägt; er betrachtete das Buch nach seinem Inhalt, es war ihm Arbeitswerkzeug oder geschichtliches Dokument; die Akzessorien sagten ihm nicht viel. Dagegen mögen gewisse Lücken in den Turicensia-Beständen, die in früheren Zeiten mit geringerem Aufwand hätten geschlossen werden können, heute etwas schmerzliche Gefühle erwecken. Die Angewöhnung an die engen, der Anschaffungspolitik der Stadtbibliothek gezogenen Grenzen wirkte begreiflicherweise weiter, auch als der Zentralbibliothek für diese Zwecke größere Mittel zur Verfügung standen, und so mag gelegentlich auch das Haushalten bei der Bereitstellung der neuen, zu Studienzwecken benötigten Werke allzu sehr und das Wort „bis dat qui cito dat“ etwas zu wenig beachtet worden sein.

Sehr am Herzen lagen Escher die Ausstellungen, die die Bibliothek regelmäßig veranstaltete und heute noch veranstaltet. Er wußte, daß sich die Anstalt nur durch sie bekannt machen und dadurch auch für ihre zentralen Aufgaben werben könne in Kreisen, die ihr nicht als Benutzer nahestehen. Die Ausführung überließ er denjenigen seiner Mitarbeiter, die durch ihre Tätigkeit auf der Bibliothek und durch ihre Kenntnisse dazu am besten ausgewiesen waren. Die Freiheit, die den Ausführenden dabei ge-

lassen wurde und die Anerkennung Eschers ließen uns in solchen Veranstaltungen, trotz manchmal angespanntester Arbeit bei ihrem Aufbau, besonders geschätzte Aufträge erblicken.

\*

Konnte in der Zentralbibliothek die Frucht der in der vorhergehenden Periode ausgestreuten Saat geerntet werden, so brachten die Jahre nach dem Krieg auf volksbibliothekarischem Gebiet eine neue Leistung Eschers zuwege, die man der Durchführung der Zürcher Bibliotheksvereinigung an Bedeutung an die Seite stellen kann: die Gründung der Schweizerischen Volksbibliothek.

Daß Escher für die Probleme des Volks- und allgemeinen Bildungsbibliothekswesens Verständnis hatte, hatte er durch seine Tätigkeit an der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich bewiesen. Nun griff er auch hier über den Bereich der eigenen Stadt hinaus. Den Ausgangspunkt bildete die 1915 veröffentlichte Statistik über die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz. Hier wurde zahlenmäßig belegt, daß unser Land zwar überaus reich an Büchern ist, daß aber besonders auf dem Gebiete des Volksbibliothekswesens eine Zersplitterung der Kräfte herrscht, die Hunderte von Zwergbetrieben zur Bedeutungslosigkeit, zum Stillstand und damit zum Rückschritt verurteilt.

Wäre diese Publikation nicht in die Jahre sowohl der Grenzbesetzung als auch der letzten Vorbereitung für die Zentralbibliothek Zürich und in die Zeit ihrer Gründung gefallen, so hätte Escher wohl schon damals den Versuch gemacht, eine zentrale schweizerische Volksbibliotheksunternehmung zu schaffen. Denn die Frage der Ergänzung zumal kleiner ländlicher Bibliotheken durch Wanderbüchereien beschäftigten ihn seit Jahren, und er hatte sich nicht entmutigen lassen, als eine solche Anregung in einem zürcherischen Bezirk im Jahre 1910 auf Interesselosigkeit gestoßen war. Da stellte die mit dem letzten Kriegsjahre und dem Kriegsende zusammenfallende soziale Bewegung ganz bestimmte neue Forderungen an die Bildungsbestrebungen in der Schweiz: die verkürzte Arbeitszeit gab dem Volke unerwartete Freistunden, die irgendwie in zweckmäßiger Weise ausgefüllt werden mußten. Ferner war vorauszusehen, daß die Schweiz gegenüber den wirtschaftlichen Absperurmaßnahmen des Auslandes nur durch Qualitätsarbeit ihren Platz auf dem Weltmarkt werde behaupten können. Qualitätsarbeit aber setzte die berufliche Fortbildung der Arbeiterschaft nicht nur durch Kurse, sondern auch durch das Fachbuch voraus. Nun reifte in den Kreisen um Escher der Plan einer allgemeinen schweizerischen Volksbibliothek, die — es war dies sein Lieblingsbild — die Bücherbestände sammeln und verteilen sollte, so wie das Wasser aus einem zentralen Reservoir in kleinere Behälter geleitet und aus diesen durch ein weitverzweigtes Röhrennetz verteilt wird. Im Mai 1919 wurden an der Jahresversammlung der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare Thesen über die Gründung einer solchen Bibliothek angenommen. Über die modernen Methoden und Möglichkeiten der Büchervermittlung wollte Escher einem schon 1912 geäußerten Gedanken folgend, an geeigneter Stelle persönlich Erkundigungen einziehen, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Im Herbst 1919 schloß er sich einer vielköpfigen Studiengesellschaft an, die mit den mannigfachsten Zwecken in das Land fuhr, von dem Europa damals das Heil erwartete. Elf Wochen lang bereifte Escher die Staaten des Nordostens und des nördlichen Mittelwestens, von New York über Boston, Albany und

Buffalo nach Chicago, dann nach Madison und St. Louis am Mississippi und wieder ostwärts über Cleveland und Pittsburg nach Washington und über Baltimore, Philadelphia und Princeton nach New York zurück. Wurden auch die Universitätsbibliotheken in New York, New Haven (Yale), Cambridge (Harvard), Chicago und Princeton nicht übergangen, so galt Eschers Interesse doch in erster Linie den Public Libraries mit ihrer in die Breite gehenden Wirkung. Ihren Grundlagen, Einrichtungen und Auswirkungen ist denn auch das schmale, aber aufschlußreiche Büchlein gewidmet, das er 1923 unter dem Titel „Amerikanisches Bibliothekswesen; Betrachtungen und Studien“ erscheinen ließ. Da hören wir von Bibliotheksgesetzen, Organisation und Propaganda, von den engen Beziehungen zwischen Bibliothek und Schule, von wirksamsten Methoden der Bücherverforgung in Großstädten und ländlichen Gegenden, von Auskunftsdienst und technischen Einrichtungen. Man spürt es aus jeder Seite des Reiseberichtes, daß Escher sich nicht nur in Neuland fühlte, sondern in einem bibliothekarischen Wunderland, dessen Glaube an die Gewißheit einer stetig fortschreitenden Verbesserung des Menschen durch Erziehung, Unterricht und Bücherlesen so sehr mit seiner eigenen geistigen Aufnahmebereitschaft und seinem Optimismus übereinstimmte.

Selbstverständlich war sich Escher darüber klar, daß sich amerikanische Einrichtungen nur zum kleinen Teil auf die ganz anders gearteten schweizerischen Verhältnisse übertragen ließen. Die neue Unternehmung durfte, in der Zeit, da der in den Kriegsjahren als notwendiges Übel empfundene Etatismus und Zentralismus abgebaut wurde, keinen behördlichen oder zentralistischen Charakter tragen, sollte aber das Zusammenwirken zwischen Behörden und Privaten ermöglichen. Sie mußte ferner der geistigen Veranlagung und den Bedürfnissen der einzelnen Landes- und Volksteile angepaßt werden und durch eine wahrhaft neutrale Haltung die Mitwirkung aller Parteien ermöglichen. Auf der andern Seite mußte durch ein zentrales Aufsichtsorgan, das die mannigfachen Interessen zusammenfaßte, und durch eine zentrale bibliothekstechnische Leitung die Einheitlichkeit und die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens gewährleistet werden. Diese Erwägungen führten einmal dazu, der Schweizerischen Volksbibliothek die Form einer vom Bundesrat beaufsichtigten Stiftung zu geben. Sie führten ferner zur Einsetzung eines Stiftungsrates und eines Ausschusses, der sich vorzugsweise mit Betriebsfragen zu befassen hatte, und ferner zur Verbindung einer zentralen Hauptstelle für die belehrende und Fachliteratur mit regional differenzierten Kreisstellen, die sich der notwendigen Selbständigkeit und Freiheit namentlich in der Zusammenstellung ihrer Bücherbestände erfreuen sollten. Und sie führten zu Unterhandlungen nach rechts und nach links, wobei Escher mit großem Geschick und Verständigungswillen die Mitarbeit der katholisch-konservativen wie der sozialdemokratischen Kreise gewann. Daß die finanzielle Propaganda in die Zeit der wirtschaftlichen Depression von 1920/21 hineingeriet, vermehrte Eschers Sorgen und Anstrengungen. Es war der Bewunderung würdig, wie der nun doch im siebenten Jahrzehnt seines Lebens stehende Mann in zeitweilig wöchentlich sich wiederholenden Sitzungen, Konferenzen, Besuchen, Besichtigungen außerhalb Zürichs, das Initiativkomitee, den Stiftungsrat, den Vorstand und die Subkommissionen leitete, Mitglieder der Bundesversammlung und einflußreiche Männer des Wirtschaftslebens bearbeitete, die Stiftungsurkunde und die Statuten redigierte und sich daneben noch um hunderterlei Einzelheiten kümmerte. Die notarielle Beurkun-

dung der Stiftung im Frühjahr 1920, die Escher mit der Bemerkung begleitete: noch nie habe er seinen Namen in so weittragender und wichtiger Sache unter ein Schriftstück gesetzt, war ein Augenblick hoher Genugtuung für den Gründer der Unternehmung, aber kein Abschluß seiner Bemühungen. Nun galt es, auch hier die Kleinarbeit der Einrichtung zu leisten, wozu Escher sein gutes Teil beitrug; ganz besonders aber hatte er sich angesichts der unsichern finanziellen Lage der Stiftung immer wieder um neue Gönner und neue Mittel umzusehen, ja oft selbst den Bettelsack umzuhängen. Nach und nach erstarkte das Unternehmen und breitete seine Tätigkeit aus. Die Hauptstelle Bern und eine Kreisstelle nach der andern konnten eröffnet werden. Escher hat sich des Gedeihens der Schweizerischen Volksbibliothek, die aus dem Kreise der Bildungsanstalten unseres Landes heute nicht mehr wegzudenken ist, herzlich gefreut und die Leitung gerade dieser Unternehmung infolge seiner Krankheit niederlegen zu müssen hat ihn tief geschmerzt.

\*

Auch in den Jahren, da Escher an der Spitze der Zentralbibliothek stand, hat er die Entwicklung des Bibliothekswesens im Ausland eifrig verfolgt. Seine Studienreise nach Amerika haben wir erwähnt. Besuche deutscher Bibliotheken und Teilnahme an Bibliothekartagungen und fortlaufender Gedankenaustausch über die verschiedensten Berufsfragen namentlich mit dem Leiter der Tübinger Universitätsbibliothek, den Escher übrigens selbst einmal auch in die weniger ernsten Probleme des Zürcher Sechseläutens praktisch einweihte, hielten die Verbindung über den Rhein aufrecht. Der Verein deutscher Bibliothekare hat Escher die seltene und von diesem hochgeschätzte Auszeichnung der Ernennung zum Ehrenmitglied bei Anlaß seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums im Jahre 1931 verliehen. In gleicher Weise wurde er durch die tschechoslovakische Bibliothekarenvereinigung geehrt. Im Kreise der holländischen Bibliothekare hat Escher einmal über die Entwicklung des schweizerischen Bibliothekswesens gesprochen, und Großbritannien, dessen Bildungsbibliothekswesen ihn vor allem interessierte, hat er mehrmals aufgesucht. Zu den französischen Kollegen bestanden vereinzelte, herzliche Beziehungen, die an der gemeinsamen Tagung der französischen und der schweizerischen Bibliothekare in Lyon 1929 erweitert wurden. Weitere persönliche Bande, namentlich zu skandinavischen Kollegen, wurden geknüpft, als Escher im gleichen Jahre als schweizerischer Delegierter am ersten internationalen Kongreß für Bibliothekswesen in Rom und Venedig teilnahm. Er hatte dort ausnahmsweise nicht zu referieren, griff aber wiederholt in die Diskussion ein, besonders in der von seinem schweizerischen Kollegen Godet behandelten Frage der Pflichtexemplare. Eine Erinnerung an jenen Kongreß, die er hochhielt, war der Empfang der Kongreßteilnehmer durch Papst Pius XI., der sich als ehemaliger Kollege, als „bibliotecario fuori uso“ bekannte und an Escher einige anerkennende, von genauer Sachkenntnis zeugende Worte über die Kataloge der Zürcher Zentralbibliothek richtete. So hat Escher fast alle namhaften Bibliotheken Mittel- und Westeuropas, von Edinburgh bis Neapel und von Amsterdam bis Wien, kennen gelernt und überall Verbindungen aufgenommen, die sich in der Folge für das gesamte schweizerische Bibliothekswesen sehr ersprießlich erwiesen, als dessen Haupt und Verkörperung er auch im Ausland galt.

Wie groß aber die Verehrung für ihn in der Heimat war, hat er in jenen Jahren noch dreimal erleben dürfen. 1927 wurde sein 70. Geburtstag gefeiert mit Festschriften der Zentralbibliothek und des Zwinglivereins, in denen neben wissenschaftlichen Beiträgen sein Wirken nach verschiedenen Seiten durch Kollegen und Freunde gewürdigt wurde. Escher hat sich damals mit Rücktrittsgedanken getragen, nicht weil er sich alt oder müde fühlte — ein deutscher Kollege, der ihn kurz zuvor an einem Kongress in Schottland angetroffen hatte, hielt ihn sogar für einen Fünfziger —, sondern gerade, weil er das Stichwort zum Abtreten von der Bühne zu verpassen fürchtete. Die Beweise der Anerkennung und Anhänglichkeit, die ihm damals entgegengebracht wurden, bewogen ihn, auszuharren. Der zweite Anlaß zu einer Feier war sein fünfzigjähriges Amts- oder richtiger gesagt Berufsjubiläum im Januar 1931, auf das Meister Hermann Hubacher eine ausgezeichnete Porträtplakette schuf. Und endlich vereinigten sich im folgenden Jahre bei seinem Rücktritt von der Leitung der Zentralbibliothek die vorgesetzte Behörde und das Personal zu einer Rundgebung herzlichsten Dankes an den scheidenden Direktor. Die Festanlässe folgten sich in mehr oder weniger kurzen Abständen, so daß in Kollegenkreisen das Wort umging, die Zürcher müßten nachgerade eine bedeutende Routine in der Veranstaltung von „Escher-Jubiläen“ besitzen.

## Abendruhe

1932—1938

Die Serenitas, die abendliche Heiterkeit, hat Escher öfters als den erstrebenswertesten Gemütszustand gepriesen und als ihren künstlerischen Ausdruck gewisse Landschaftsbilder Claude Lorrains geliebt. Er hat nach seinem eigenen Zeugnis die Jahre nach seinem Rücktritt von der Leitung der Zentralbibliothek als beglückendes Geschenk genossen im Bewußtsein der erfüllten Lebensaufgabe. „Es ist mir vergönnt gewesen, fertig zu machen“, hat er einmal dankbar gesagt. Leider konnte er diese Ruhe nicht mehr in der ihm lieb gewordenen Umgebung genießen; die bauliche Umgestaltung des Areals zwischen Stadelhofer- und Theaterstraße vertrieb ihn aus dem alten Hause an der St. Urban-gasse und aus Stadelhofen, an dem seine Erinnerungen seit den Kinderjahren hingen, und wo er gerne „bis zum allerletzten Umzug“ geblieben wäre. Eine hochgelegene Wohnung an der Schanzengasse, wo die Sonne länger in die Zimmer schien und wo der Blick auf der einen Seite auf die prächtigen Bäume der Hohen Promenade fiel, auf der andern aber über die Dächer der nächstgelegenen Häuser hinauf gegen den Zürichberg schweifen konnte, bot Ersatz.

Freilich legte der nun Fünfundsiebzigjährige die Hände keineswegs in den Schoß. Gelegentlich war sogar sein Tag so ausgefüllt, daß er auch jetzt noch über Mangel an Zeit für seine Arbeiten und Verpflichtungen seufzte.

Als Escher die Leitung der Bibliothek in die Hände seines Nachfolgers legte, blieb er als Mitglied der Bibliothekskommission in Verbindung mit der Anstalt, in deren erstem Stockwerk er einen Privatarbeitsraum bezog. Damit war die Fortdauer der engen Verbindung gewährleistet. Und nun war das Schöne und Seltene das, daß Escher sich mit seinem Rat jederzeit zur Verfügung stellte, sich aber nicht aufdrängte. Bei den herzlichen Beziehungen zwischen dem alten und dem neuen Direktor war jedoch dafür gesorgt, daß der erfahrene Meister über alle wichtigen Vorgänge sich im voraus äußern konnte und daß ihm bis in seine letzten Wochen über alles Bericht erstattet wurde, was sich auf der Bibliothek zutrug. So blieb auf die angenehmste und ersprießlichste Art der Fortgang der Geschäftsführung nach bewährten Grundsätzen gesichert. Hübsch war es, zu sehen, wie nun Escher zum Benutzer seiner eigenen Bibliothek wurde und gelegentlich auf Einzelheiten des Büchernachweises und des Bücherbezuges stieß, die ihm von der Benutzerseite her gesehen etwas anders vorkamen als damals, als er sie selbst vom Direktorstuhl aus angeordnet hatte.

Als neue Aufgabe hatte er im Wintersemester 1932 noch einen Lehrauftrag an der Universität für Bibliothekswissenschaft und Bibliographie übernommen. Der Antrag, über diese Gebiete Vorlesungen und Übungen zu halten, war schon früher an ihn herangetreten; er hatte damals mit Rücksicht auf seine Verpflichtungen der Zentralbibliothek gegenüber abgelehnt. Nun nahm er an und erfreute seine Hörer durch eine knappe, die wesentlichen Erscheinungsformen der Bibliotheken klar herausarbeitende Darstellung von der Antike bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, durch eine auf der Erfahrung eines langen Lebens beruhende Bibliothekskunde und mit Übungen zur allgemeinen Bibliographie, die seinen damaligen Spezialstudien entsprechend stark historisch orientiert waren.

Von diesen Studien ist nun zu sprechen. Sie waren vorwiegend bibliotheksgeschichtlicher Art. Einesteils bewegten sie sich im Umkreise des großen Zürcher Gelehrten Conrad Gessner und seines Nachfolgers auf bibliographischem Gebiete, Joh. Heinrich Hottingers, des bahnbrechenden Zürcher Orientalisten des 17. Jahrhunderts. Andern-teils beschäftigte er sich mit den Schicksalen der schweizerischen Bibliotheken zur Zeit der helvetischen Republik. Mit den Gessner-Studien gingen Hand in Hand Untersuchungen über die Kataloge des Conrad Pellikan und des J. J. Fries über die Bestände der zürcherischen Stiftsbibliothek, Studien, die wiederum im Zusammenhang standen mit der Katalogisierung der Handschriften der Zentralbibliothek. Es waren für den Verfasser mühsame und es sind für den Leser spröde Arbeiten. Aber Escher unterzog sich ihnen mit der Begründung, daß nur ein pensionierter Bibliothekar für dergleichen Zeit habe; die im Amt stehenden Kollegen kämen zu derlei subtilen Untersuchungen nicht mehr. Kleinere Arbeiten mehr skizzenhafter Natur liefen nebenher, wie die hübschen „Bibliothekarischen Reiseerinnerungen“, die namentlich den Kollegen in Deutschland viel Vergnügen machten, und die Reminiszenzen an Ricarda Huch's Tätigkeit an der Stadtbibliothek. Aber auch die Studien auf dem Gebiete der zürcherischen Lokal- und Personengeschichte setzte Escher fort. 1935 erschienen auf das 550. Jahr der Einbürgerung seiner Familie in Zürich der eingangs erwähnte Überblick über die Eschersche Familiengeschichte und als Ergänzung dazu eine kleine, aber ausgezeichnete Urkundenpublikation. Auch auf das Leben seines Hirzelschen Ahnen Joh. Caspar Hirzel griff er nochmals zurück mit einer reizvollen, aus dessen Tagebuch entnommenen Schilderung

der Amtsgeschäfte, Freuden und Verdrießlichkeiten eines eidgenössischen Landvogtes zu Baden in den letzten Zeiten der alten Eidgenossenschaft. Seine Lebensbeschreibungen von Zeitgenossen haben wir in anderem Zusammenhang bereits erwähnt.

Die früher übernommenen Verpflichtungen gegenüber wissenschaftlichen und gemeinnützigen Unternehmungen hat Escher bis in die letzten Monate seines Lebens beibehalten. Von der Schweizerischen Volksbibliothek, deren Stiftungsrat er noch im Dezember 1936 mit gewohnter Frische präsiidierte, war schon früher die Rede. Bei der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich hat Escher sogar noch in hohem Alter nach dem Tode Dr. Friedrich Zollingers die Last des Präsidiums der Gesamtgesellschaft auf sich genommen; er betrachtete dies als ein Provisorium; aber auf der Suche nach einem jüngeren Nachfolger vergingen sechs Jahre, während derer der Betrieb im neuen Pestalozzihaus an der Zähringerstraße zu eröffnen und die Ausdehnung der Bildungseinrichtungen der Gesellschaft auf die durch die zweite Eingemeindung vergrößerte Stadt mit all ihren organisatorischen und finanziellen Fragen durchzuführen war. Es blieb ferner der Vorsitz im Zwingliverein, wo nach Dr. Traugott Schieß' Tod die Erschließung der von diesem gesammelten Korrespondenz Bullingers in die Wege zu leiten war, und als neue Aufgabe die Ausführung eines Bullinger-Denkmal's sich ankündigte. Dann waren die Geschäfte der Stiftung von Schnyder von Wartensee und die Verwaltung des Gottfried Keller-Nachlasses zu besorgen mit zeitraubenden Verhandlungen mit Autoren und Verlegern. Auch den Vorsitz in der Redaktionskommission des Zürcher Taschenbuches behielt Escher bei.

\*

Erholung und zugleich Ersatz für den abendlichen Konzertbesuch, den sich Escher nach wie vor in der Regel versagte, bot das Streichquartettspiel an den Sonntagvormittagen. Von seinem Spiel in den Jugend- und Studienjahren war schon die Rede. Später hat sich Escher mit Professor L. Gauchat, dem wir diese Mitteilungen verdanken, sowie mit dem Konzertmeister Alphons Brun und dessen Sohn Fritz, dem heutigen Musikdirektor in Bern, zum Quartett zusammengefunden. Nach einer langen Pause, in der die Arbeit für die großen Bibliothekpläne Escher nur noch gelegentlich Zeit zum Musizieren ließen, wurde das Spiel etwa 1926 wieder aufgenommen; nun waren Professor Taut, Direktor Fritz Escher und Hermann Schroer, damals Mitglied des Zürcher Streichquartetts, die Partner. Hermann Escher hatte stets den Bratschepart inne. „Er spielte etwas rauh im Ton, aber sehr musikalisch, war ein glänzender ‚Notenpicker‘ und nicht aus dem Takt zu bringen.“ Gründlich wie die Arbeit wurde auch das Spiel betrieben; die Werke der Klassiker, besonders Haydn, Mozart, Beethoven, wurden systematisch durchgespielt und dieselben Quartette so oft wiederholt, bis sie saßen. Man ging bis Brahms; der modernen Streichmusik seit Reger stand Escher reserviert, zum Teil ablehnend gegenüber.

Seine Ferien hat Escher während des letzten Jahrzehnts seines Lebens gern in Montana und Siders oder auf der Lenzerheide und im Engadin verbracht. Im Sommer 1936 noch ist der Neunundsiebzigjährige von St. Moritz auf die Fuorcla Surlej hinaufgestiegen. Tiefe Eindrücke brachte die Teilnahme am Zweiten internationalen Bibliothekarentkongress in Spanien im Mai 1935. Nicht in erster Linie in beruflicher Hinsicht, denn Escher fühlte sich recht behaglich in der Rolle des Emeritus, den die Verehrung seiner Kollegen umgab, der sich aber von den Fachsitzungen und gesellschaftlichen Ver-

pflichtungen dispensieren konnte, wenn sie ihm lästig fielen. Begierig aber genoß er, was Madrid und der Escorial, Salamanca und Toledo, Sevilla und Cordoba, Barcelona und Mallorca an Schönheit der Natur und Schätzen der Kunst spendeten, mußte er sich doch sagen, daß die Zeit für größere Auslandsreisen für ihn nun wohl vorbei sei. Daß binnen kurzem ein Teil der Herrlichkeiten, die wir bewunderten, vernichtet sein würden und die lebenswürdigen spanischen Gastgeber sich als Gegner in brudermörderischem Kampfe gegenüberstehen sollten, ahnte glücklicherweise niemand von uns. Als Höhepunkte der Reise hat Escher den Besuch der Mesquita von Cordoba und die Fahrt von Palma di Mallorca längs der steilen Nordküste der Insel nach Puerto Soller gerühmt. Die Sehenswürdigkeiten hat er mit gewohnter Gründlichkeit auskosten lassen. Auf der Überfahrt von Barcelona nach Mallorca fühlte er sich sogleich, seiner Amerikafahrt sich erinnernd, als alten Seebären und führte seinen Begleiter durch das ganze Schiff, die Bestimmung und Bedeutung jedes Gerätes erklärend, bis die beiden Suizos endlich vom Kapitän höflich aber bestimmt von der Kommandobrücke weg- gewiesen wurden. Und in Puerto Soller, wo eine hochgelegene Kuppe über der engen Einfahrt in den Golf einen Blick auf das freie Meer zu verheißen schien und deshalb trotz Agavendickicht und Stacheldraht unbedingt bestiegen werden sollte, mußte Escher durch Anruf und heftiges Bajonettgeschüttel einer Schildwache darüber aufgeklärt werden, daß das Gelände einer militärischen Funkstation ein ungeeignetes Ausflugsziel für Fremdlinge sei. Es gab allerlei, was Escher in Spanien befremdete oder nicht behagte, vor allem die Unmöglichkeit, vor 8 Uhr morgens im Hotel ein Frühstück zu bekommen und das späte Nachtessen. Der auf sein energisches Verlangen unternommene Versuch, in Cordoba in einer volkstümlichen Kneipe zu Mittag zu essen, weil er die großen Restaurants satt hatte, wurde eine zwar sehr vergnügliche und wohlfeile, aber in hygienischer Hinsicht durchaus nicht einwandfreie Angelegenheit. Auch die Verständigung mit den Spaniern ging nicht so glatt, wie er sich gedacht hatte; die Leute sprachen ein etwas anderes Spanisch, als es die Gesandten Karls V. geschrieben hatten, deren Depeschen Escher vierzig Jahre zuvor entziffert hatte, und seine heftigsten Proteste in einer Art von Lingua franca konnten einen fixen Schuhpußer in Barcelona nicht abhalten, ihm völlig unnötige Gummisohlen auf seine Schuhe zu kleben, jedoch so lausig, daß das Opfer sie nach wenigen Schritten mitten auf belebtester Straße wieder abriß, nicht ohne sehr vernehmlich der spanischen Nation im allgemeinen und den Schuhpußern von Barcelona im besondern seine ausdrückliche Mißbilligung solch unsolider Geschäftspraktiken auszusprechen. Leider brachte der letzte Ausflug auf spanischem Boden, nach dem Kloster Montserrat, nicht ganz den erhofften Genuß. Escher, von raschem Steigen erhitzt, erkältete sich in dem Felsentempel; der von ihm verlangte Tee war lange nicht zu bekommen; Kirche, Vorplatz und weitere Umgebung wimmelten von jugendlichen Wallfahrern, die einen harmlos-vergnügten, aber sehr geräuschvollen Betrieb veranstalteten, der Escher auf die Nerven ging. Kurz, man fuhr etwas kleinlaut nach Barcelona zurück. Am folgenden Tage, in Nîmes, gab sich dann das Unbehagen als eine nicht unbedenkliche Magenverstimmung zu erkennen, die Escher in Villeneuve-lès-Avignon unter sorglicher Pflege und bei nicht gerade provenzalischer Diät auskurieren mußte.

Im November 1936 meldeten sich mit Schmerzen in der rechten Schultergegend die ersten Anzeichen der Krankheit, die zum Ende führen sollte. Gleichzeitig trat eine schwere und hartnäckige Bronchitis auf, die den Patienten stark schwächte. Zwar wollte er sich nicht besiegt erklären; solange es der Arzt und die Witterung erlaubte, erschien er auf der Bibliothek, wo er noch die Redaktion der Festschrift auf den 60. Geburtstag seines Kollegen Godet leitete. Im Frühjahr machte er bei ungünstigstem Wetter in Nässe und Kälte eine Kur in Rheinfelden. Da jeglicher Erfolg ausblieb, wurde nun die ärztliche Untersuchung nach anderer Richtung geführt und das Vorhandensein einer bösartigen Geschwulst festgestellt. Der Befund wurde Escher, der Klarheit haben wollte, mitgeteilt, wenn auch der Name der Krankheit erst später, bei einer Verschlimmerung des Zustandes, von ihm selbst ausgesprochen wurde. Eine erste Bestrahlungskur im Krankenhaus Neumünster im Sommer 1937 hatte einen auffallenden, wenn auch leider nur vorübergehenden Erfolg. Escher konnte in seine Wohnung zurückkehren und auf dem Liegestuhl neben dem Arbeitstische ausgestreckt seine Beschäftigungen wieder aufnehmen, die nun freilich zum guten Teil im Sichten seiner Papiere bestand. Dann freilich kamen wieder Zeiten, wo er unbedingt noch dieses und jenes erledigen wollte, und es brauchte die ganze Autorität des Hausarztes, um ihm den Gedanken auszureden, im Auto nach Luzern an eine Sitzung wegen der dortigen Zentralbibliothekspläne zu fahren. Am 16. August erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung“ der letzte gedruckte Aufsatz aus seiner Feder, ein Nachruf auf seinen am 7. August verstorbenen Jugendfreund Georg Rudolf Zimmermann, der als Vater Benedikt Prior des Ordens der unbeschuhten Karmeliter in London geworden war.

Den 80. Geburtstag Eschers am 27. August hatten seine Mitarbeiter bei dem verhältnismäßig befriedigenden Befinden des Kranken mit einer den Umständen angemessenen kleinen Feier zu begehen gedacht. Eine Festschrift, herausgegeben von der Zentralbibliothek und von der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare und enthaltend eine Auswahl aus seinen eigenen, in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten bibliothekswissenschaftlichen kleineren Schriften, sollte ihm durch eine Abordnung übergeben werden. Da trat unmittelbar vor dem Geburtstag eine Verschlimmerung des Zustandes ein, indem nun die Krankheit auch auf die Hüftgegend übergriff, dem Kranken vorübergehend starke Schmerzen verursachte und seine Bewegungsfähigkeit sehr einschränkte. So durften außer den Familiengliedern nur ganz wenige Freunde und Kollegen ihm am Geburtstage ihre Wünsche und Gaben überbringen, und eine zweite Übersiedelung ins Krankenhaus war bereits für einen der nächstfolgenden Tage in Aussicht genommen. Diese stille Feier hatte etwas überaus Wehmütiges, und die Blumen, die dem Jubilar ins Haus gebracht worden waren, erinnerten daran, daß wir in nicht allzuferner Zeit Blumen auf einen Sarg würden legen müssen. Escher war herzlich gerührt und machte daraus kein Hehl. Wohl hätte er gewünscht, so sagte er, vor diesem Tage für immer entschlummern zu dürfen, um allen Ehrungen zu entgehen. Aber da es Gott nun einmal gefallen habe, ihn seinen 80. Geburtstag erleben zu lassen und da ihm so viele Zeichen der Liebe und Freundschaft entgegengebracht würden, so freue er sich dessen, nicht etwa weil er all das verdient habe, sondern im Gedanken daran, daß er in Stadt und Land und über die Landesgrenzen hinaus noch viel Freunde habe, die geneigt seien, das, was er geschafft habe — und es sei weit hinter dem zurückgeblieben, was er zu tun sich vorgenommen und verpflichtet gefühlt habe — nachsichtig zu beurteilen.

Dann folgte der zweite und nach Neujahr 1938 der dritte Spitalaufenthalt. Immer noch umgaben Escher dort wie zu Hause Bücher und Akten, immer noch führte er eine rege Korrespondenz, und immer noch fanden sich Besucher ein, nicht nur zu Plauderstunden, sondern auch zu geschäftlichen Besprechungen. So hat Escher noch im Krankenzimmer das Preisgericht für das Bullingerdenkmal präsiert. Daneben fand er Zeit, mit dem Diktat seiner Erinnerungen zu beginnen. Er war von einer heitern Ruhe, die der Ausdruck seiner rückhaltlosen Ergebung in Gottes Willen war und die ihn jeden Tag als ein Geschenk dankbar annehmen, jeden Tag aber auch zur immer erneuten Verpflichtung werden ließ, zu wirken, solange seine Kräfte reichten. Die Krankheit bereitete ihm glücklicherweise wenig Schmerzen. Escher ist sich auch auf dem Krankenlager treu geblieben. Da war keine Spur von der so begreiflichen egozentrischen Einstellung, die Kranken sonst so oft eignet; bei Besuchen ging es nicht um sein Befinden, sondern um die Angelegenheiten und Anliegen des Besuchers. Nur gelegentlich, wenn man sich in Einzelheiten verlor, dann schweifte Eschers Blick über den Erzähler hinaus durchs Fenster; wenn es Abend wird, dann verschwinden die Falten der Berge und es bleiben nur die großen klaren Linien.

Und endlich kam die Zeit, da die Hülle des immer noch klaren Geistes zusammenbrach. An eine Heimkehr in die Wohnung an der Schanzengasse war nicht mehr zu denken. Am 31. März 1938 hielt Escher in seinem Spitalzimmer noch eine Besprechung mit einigen Vorstandsmitgliedern des Zwinglivereins über eine Redaktionsangelegenheit der „Zwingliana“ ab. Am 2. April begann sich der Geist zu trüben; gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand, und in den ersten Morgenstunden des 3. April, eines Sonntags, durfte Hermann Escher friedlich hinüberschlummern.

\*

Es ist eine seltsame Fügung, daß der Mann, der zeitlebens lieber sein als scheinen wollte, in mehr als einer Hinsicht auf den ersten Blick ein ganz anderer zu sein schien, als er wirklich war. Schon in der äußeren Erscheinung. Wer Escher durch die Straßen gehen sah, den Blick geradeaus gerichtet, aufrechten Ganges, mit ausgreifendem militärischem Schritt — er war ja auch Offizier gewesen, hatte die eidgenössische Intervention im Tessin 1889 als Hauptmann mitgemacht und später ein Bataillon geführt —, der war erstaunt, wenn man ihm sagte, daß dieser so kräftig aussehende Mann lange Zeit hindurch schweren gesundheitlichen Störungen unterworfen gewesen sei und daß er seine Widerstandskraft immer aufs neue durch eine strenge und vorsichtige Lebensweise stählen müsse.

Aber es war so auch mit Eschers bezeichnendsten Wesenszügen. Man bekam gelegentlich die Frage zu hören, ob nicht in seiner ungewöhnlichen Ordnungsliebe und Gründlichkeit ein gutes Teil Pedanterie stecke. Das war nicht der Fall. Denn wenn Escher die Dinge methodisch und gründlich behandelte, so tat er dies nicht aus Freude an dieser Behandlung, sondern um des Zweckes willen und ursprünglich aus bitterer Notwendigkeit. Er hat stets sich und andern zunächst bei jedem Geschäft die großen Linien vorgezeichnet, die Fragen untergeordneter Art aber durchaus frei von Fall zu Fall und nie nach einer Schablone behandelt. Zudem hätte er ohne seine streng geregelte Arbeitsweise in den Zeiten verminderter Leistungsfähigkeit weder die fliehenden Gedanken in seinen Bann zwingen noch sein Tagespensum erledigen können. Daß er dann an den

einmal für zweckmäßig erkannten Arbeitsmethoden festhielt, war natürlich. Letzten Endes aber entsprang diese Neigung zu Ordnung und Gründlichkeit den besonderen Anforderungen seines Berufes und seiner völligen Hingabe an diesen; nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinsten treu zu sein, war ihm selbstverständliche Pflicht. Allerdings war er geneigt, das, was er für sich selbst als zweckmäßig erprobt hatte, und zwar nicht nur seine Arbeitsmethoden, sondern auch seine Lebensweise, Diät und Kleidung auch seinen Freunden und Kollegen dringend zu empfehlen. Das hing wiederum zusammen mit seinem ausgeprägten Hang zur Belehrung. Sodann machte Escher bei der ersten Begegnung den Eindruck eines strengen Mannes, und zwar nicht nur etwa auf die Kinder aus seiner Verwandtschaft, sondern auch auf jüngere Kollegen. Man fürchtete sich zunächst beinahe vor ihm. Bald aber erkannte man, daß seine Strenge viel eher ein gemessenes, zurückhaltendes Wesen war, hinter dem sich eine unerschöpfliche Güte und Hilfsbereitschaft und ein trockener Humor verbarg. Gewiß, Escher scheute ein strenges Wort nicht, besonders gegenüber von Unsolidität, Unwahrhaftigkeit und Flunzerei; wo er aber anständige Gesinnung und guten Willen sah, da trug er auch menschlicher Unzulänglichkeit Rechnung. Freilich war wie der Tadel so auch das Lob gemessen. Solche Gemessenheit und Zurückhaltung beobachtete er auch sonst in seiner Ausdrucksweise, mit der er zum Beispiel gerne Personen und Zahlen umschrieb, zum Teil aus überkorrektem Festhalten an irgendwelchen Konventionen, zum Teil aus Scheu, sich festzulegen. So sprach er, solange sein Freund Adolf Tobler als Gönner der Zentralbibliothek nicht öffentlich genannt werden wollte, selbst im Kreise der Eingeweihten nur vom „Herrn Ungenannt“, und für den Ankauf eines seltenen Werkes wurde nicht ein Betrag von 800 Franken in Aussicht genommen, sondern „eine dreistellige Zahl, näher an der obern als an der untern Grenze“.

Anderere Eigenschaften Eschers lagen ohne weiteres klar zutage. Einmal die Beweglichkeit seines Geistes. Er konnte sich mühelos und augenblicklich auf eine andere Arbeit, auf eine veränderte Lage um- und einstellen; neben seinem parlamentarischen Geschick hat ihn diese Eigenschaft stets einen Ausweg aus verzwickten und verfahrenen Situationen in Sitzungen und Versammlungen finden lassen. Allerdings bedachte er nicht, daß dies eine besondere Gabe sei, die nicht jedem verliehen ist; wurde zum Beispiel eine Versammlung nicht nach Reglement und Brauch geleitet, so begann er zunächst ungeduldige hämmernde Bewegungen mit dem Unterarm zu vollführen, dann handhoch von seinem Stuhle aufzujucken, bis er endlich in die Diskussion eingriff und die Ordnung wieder herstellte. Geistige Beweglichkeit, gepaart mit einem untrüglichen Blick für das Wesentliche, ließen ihn überall Probleme finden, die der Lösung wert waren, und in diesen Problemen die Kernfrage sofort erkennen. Mit unermüdlichem Eifer wurden dann diese Fragen verfolgt, von allen Seiten geprüft und unweigerlich zur Ausführung gebracht. Es gibt keinen Plan auf bibliothekarischem Gebiete, den Escher angepackt und nicht durchgeführt oder dessen Durchführung er nicht wenigstens in die Wege geleitet hätte. Dabei hat er sich nie in Sackgassen verirrt; vielmehr wußte er den Schwierigkeiten mit den verschiedensten Mitteln beizukommen. Eschers Sparsamkeit war bekannt. Aber es war eine Sparsamkeit mit Sinn und Verstand, und zudem bezog sie sich nur auf seine eigene Person und auf die öffentlichen Mittel, die ihm anvertraut waren. Persönlich war er absolut bedürfnislos; er freute sich dessen, weil ihm das ermöglichte, andern Gutes zu erweisen.

Von Eschers tiefem religiösem Leben hier viel zu sagen, wäre nicht in seinem Sinne. Er selbst hat sich darüber nur gegen wenige Vertraute ausgesprochen, sonst aber in der Stille Zwiesprache mit Gott gehalten und sich zu den Entscheidungen in seinem Leben im Gebete durchgerungen. Die Schaustellung religiöser Gefühle und das Verbrämen profaner Dinge mit geistlichen Redensarten war ihm zuwider. Freilich hat er sich der Pflicht nicht entzogen, bei besonderen Gelegenheiten sein Bekenntnis zu seinem Glauben auch öffentlich abzulegen, das eine Mal an der Reformationsfeier im Großmünster 1917, das andere Mal im Oktober 1931 auf dem Schlachtfelde von Rappel. Die Zugehörigkeit zur Kirche Zwinglis, der er auch als Mitglied und Präsident der Kirchenpflege der Großmünstergemeinde während Jahrzehnten diente, empfand er nicht nur als ein kostbares Gut, sondern auch als eine ernste Verpflichtung zu wahrhaft evangelischer Lebensführung. So wurden auch jene Reden an den Gedenktagen der Reformation ganz wesentlich zur Selbstprüfung und zur Mahnung, sich des reichen Erbes würdig zu erweisen.

\*

Am 6. April 1938 nahmen wir im Großmünster Abschied von Hermann Escher. Noch einmal zog in seinen eigenen knappen Worten dieses reiche Leben mit seiner unbedingten Hingabe an Amt und Pflicht vor uns vorüber; noch einmal sprach der Verstorbene zu uns in seiner Bescheidenheit durch die von ihm gewählten Schriftworte von dem Haushalter, von dem die Treue verlangt wird, und von den Knechten, die sich selbst nach der Leistung aller schuldigen Pflichten für unnützlich halten sollen. Doch als trostreiche Verheißung des Lohnes erfüllter Pflicht und gehaltener Treue klang von Zwinglis Kanzel das Zwingliwort: Bis ungezwyslet im Glauben: Gott wird die Trüben in syner Gnad zur himmlischen Freud annehmen.

---

## Bibliographie

### I. Arbeiten von Hermann Escher

Für Zeitungsartikel und Rezensionen wurde Vollständigkeit nicht angestrebt.

- Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland, vornehmlich zum Hause Habsburg und zu den deutschen Protestanten 1527–1531. Dissertation. Frauenfeld 1882.
- Peter Füssli: Wahrhaftige Reiß gen Venedig und Jerusalem 1533; mitgeteilt von S. E. und Hermann Hirzel. (Zürcher Taschenbuch. 1884).
- Fr. Felicis Fabri Descriptio Sveviae [mit] Nachwort. (Quellen zur Schweizer Geschichte. VI). Basel 1884.
- Ein Reisebericht des Chronisten Johannes Stumpf a. d. J. 1544. (Quellen zur Schweizer Geschichte. VI). Basel 1884.
- Die Feldzüge der Schweizer nach Ober-Italien, 1500–1516. Zur Jubiläumsfeier des zürcherischen Artillerie-Collegiums, 1. Juli 1886. Besonderer Abdruck von Cap. 1 u. 2 des ersten Buches. Frauenfeld 1886.
- Die Katalogisierungsarbeiten der Stadtbibliothek Zürich; 1.–3. Bericht des Bibliothekariates, 1890, [1894 nicht gedruckt] u. 1897. (Teilweise abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Matthäus Schiner. (Allg. deutsche Biographie. 33, 1891).
- Georg v. Wyß als Geschichtsforscher. (In: D. Schweizer u. S. E.: Georg v. Wyß; zwei Nekrologe). Zürich 1894.
- Zwingli's Gutachten über ein Bündnis mit Konstanz, Lindau und Straßburg, Sommer 1527. (Anzeiger f. schweiz. Geschichte. VII, 1894).
- Zwingli's Gutachten vom Sommer 1527; Duplik [auf Joh. Strieckers Replik]. (Anzeiger f. schweiz. Geschichte. VII, 1895).
- Catalog der Stadtbibliothek Zürich. Bd V–VI u. Supplement. Zürich 1896–97. (Vorwort von S. E. u. Wilh. v. Wyß).
- Der Verrat von Novara, 1500. (Jahrbuch f. schweiz. Geschichte. 21, 1896).
- An das Präsidium der Aufsichtskommission der Zürcher. Kantonsbibliothek (betr. Katalogisierung der sog. Dissertationen-Sammlung). ([Zürich] 1898).
- Seckelmeister Hans Caspar Hirzels Deportation nach Basel im Jahre 1799; mitgeteilt von S. E. (Zürcher Taschenbuch. 1900).
- Aus dem Zwingli-Museum. (Zwingliana. 1900, 1).
- Das sog. Bildnis Zwingli's in den Affizien. (Zwingliana. 1900, 2).
- Bericht betreffend Zwingli's Geburtshaus in Wildhaus. (Zwingliana. 1901, 1).
- Lavater und die Bücherzensur. (Zürcher Taschenbuch. 1902).
- Bibliothekswesen [der Schweiz]. (In: Handwörterbuch der schweiz. Volkswirtschaft, Sozialpolitik u. Verwaltung; hg. v. N. Reichesberg. I, Bern 1902).
- Zur Organisation der Centralbibliothek in Zürich. (Zürich 1904).
- Der Schlagwortkatalog. (Mitteilungen des österreich. Vereins für Bibliothekswesen. VIII). Wien 1904. [Ist eine von Wilh. v. Wyß vorgenommene leichte Umarbeitung des den Schlagwortkatalog behandelnden Teiles des von ihm und S. E. verfaßten 3. Berichtes des Bibliothekariates der Stadtbibl. Zürich über die Katalogisierungsarbeiten vom Febr. 1897]. (Abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Das schweizerische Fußvolk im 15. u. im Anfang des 16. Jahrhunderts. 3 Teile. (Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich f. 1905, 1906, 1907).

- Das Pilgerschiff; eine Laienschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. (Zwingliana. 1905, 1).
- Ein Verzeichnis der Wirtshäuser der zürcher. Landschaft a. d. J. 1530. (Zürcher Taschenbuch. 1906).
- Eine Briefsammlung betreffend die Reformationzeit: Der Thesaurus Baumianus in der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek. (Zwingliana. 1906, 1).
- Die Zentralbibliothek Zürich als öffentliche Stiftung. [Zürich 1906].
- 7.-11., 13.-15. Versammlung der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. (Zentralblatt für Bibl.wesen. 24-32, 1907-1915). [Die 12. Versammlung war zugleich die gemeinsame Tagung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bibliothekare in München, über die Escher nicht im Zentralbl. f. Bibl.wesen berichtet hat].
- Zürcherische Familien-Archive in der Stadtbibliothek Zürich. 1. Heft: Archiv der Familie Hirzel. Zürich 1907.
- Die Staatsgefangenen auf Aarburg im Winter 1802/03; aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf d. J. 1908).
- Zum Schweizerischen Gesamtkatalog. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 25, 1908).
- Über Zentralkatalogisierung in der Schweiz; Referat in der Sektion Hilfswissenschaften des Internat. Kongresses f. histor. Wissenschaften in Berlin. (Neue Zürcher Zeitung, 30. Aug. 1908).
- Aus den Unterhaltungen der Staatsgefangenen auf Aarburg; nach dem Tagebuch Joh. Caspar Hirsels. (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf d. J. 1909).
- Eine Karikatur auf Calvin. (Zwingliana. 1909, 2).
- Ein Gesamtkatalog der Wiegendrucke. S.-A. (Neue Zürcher Zeitung. 1910).
- Vom schweizerischen Bibliothekwesen. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 28, 1911; der Abschnitt über die Schweizer. Landesbibliothek abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Eine gemeinsame Tagung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bibliothekare [in München 1912]. (Neue Zürcher Zeitung, 23. Juni 1912).
- Zur Frage einheitlicher Katalogisierungsregeln; 2. Korreferat [an der] Versammlung deutscher Bibliothekare in München 1912. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 29, 1912). - Dasselbe Referat unter dem Titel: Die Stellung der Schweiz. Bibliotheken zur Frage einer einheitlichen Regelung der Katalogisierung. (Publikationen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. III, 1912; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Moderne Bibliothekbestrebungen und Bibliothekaufgaben mit bes. Rücksicht auf die geplante zürcher. Zentralbibliothek. (Neue Zürcher Zeitung, 6.-7. Nov. 1912; auch als Sonderabdruck erschienen; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Ein unterdrückter Wandkalender auf das Jahr 1532. (Zwingliana. 1913, 1).
- Zum Titelbild (Marburger Disputation). (Zwingliana. 1914, 1).
- Die Errichtung der Zentralbibliothek in Zürich; Referat. S.-A. (Schweiz. Lehrerzeitung. 1914).
- Das Bibliothekwesen. (Katalog der Internat. Ausstellung für Buchgewerbe u. Graphik, Leipzig 1914; Abteilung Schweiz). [St. Gallen 1914].
- Die Einweihung der königlichen Bibliothek in Berlin. (Neue Zürcher Zeitung, 27. März 1914).
- Schweizerische Bibliothekstatistik [Zirkulare, Frageenschema, Berichte]. (Verhandlungen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. I, 1915).
- Entwurf zu einer Katalogisierungs-Anweisung für den Schweiz. Gesamtkatalog. Zürich 1915.
- Die Errichtung der Zentralbibliothek in Zürich. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 32, 1915; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Ursachen, Führer und Wirkungen der Reformation. (In: Reden zur Feier der Reformation am 31. Oktober 1917; gehalten von D. Dr. S. E. u. Kirchenrat Johannes Suß. (Zürich 1917).
- Charles Robert †. (Verhandlungen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. III, 1918/19).
- Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek, von S. E. u. S. Fies. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich. III). Zürich 1919.
- Ulrich Zwingli; zum Gedächtnis der Zürcher Reformation, 1519-1919. Zürich 1919. (Redaktion: Hermann Escher).

- Paul Schwenke †. (Verhandlungen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. IV, 1920/21).
- Heinrich Weber †. (Verhandlungen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. IV, 1920/21).
- Über amerikanische Bibliothekskataloge und Verwandtes. (Verhandlungen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. IV, 1920/21).
- Stellung und Aufgabe der Bibliothek in den Vereinigten Staaten von Amerika. (Wissen u. Leben. Bd 23, 1920/21).
- Neueste Bestrebungen auf dem Gebiete des Volksbibliothekwesens im Ausland. (Neue Zürcher Zeitung, 8. Sept. 1921).
- Dr. Conrad Escher, 1833–1919. (Zürcher Taschenbuch. 1921/22).
- Ein neues belgisches Bibliothekgesetz. (2. Bericht der Schweiz. Volksbibliothek über d. J. 1921, Anhang). Bern 1922.
- Geschichte der Stadtbibliothek Zürich. 2 Teile. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich, IV u. V). Zürich 1922–23.
- Der Probeauschnitt aus dem Schweiz. Gesamtkatalog in der Landesausstellung, Bern 1914. (Verhandlungen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. V, 1922/23).
- Die Schweizerische Volksbibliothek. (Wissen u. Leben. Jg. 16, 1922/23; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Carl Christoph Bernoulli †. (Verhandlungen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. V, 1922/23).
- Aus dem amerikanischen Bibliothekwesen; Beobachtungen u. Studien. Tübingen 1923. (Vgl. Erwin Ackertnecht: Aus d. amerikan. Büchereiwesen; nach Herm. Escher, in: Bücherei u. Bildungspflege. 1924).
- Das selbe, Übersetzung ins Russische von B. D. Borovič: Sovremennye biblioteki v Amerike; Očerki i stat'i. Charkov 1927.
- Das selbe, Übersetzung ins Dänische: Amerikanske Biblioteker. (Statens Bibliotekstilsyns Publikationer. X). København 1928.
- [Besprechung von] Die Bibliothek der Gegenwart; eine Grundlegung u. Einführung v. Paul Ladewig, Leipzig 1923. (Neue Zürcher Zeitung, 16. Sept. 1923).
- Adolf Tobler, 1850–1923. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich. VI, 1924).
- Schweizerische Volksbibliothek. (Neue Zürcher Zeitung, 9. Mai 1924).
- Ein verschwundener und wieder zum Vorschein gekommener Brief Zwinglis [vom 3. Sept. 1531]. (Zwingliana 1924, 2).
- [Besprechung von] Zwingli und Luther; ihr Streit um das Abendmahl in seinen politischen und religiösen Beziehungen, von Walter Köhler. Bd I, Leipzig 1924. (Zwingliana. 1924, 2).
- Zwingli und der Zins. (Landbote. 1925, Nr. 79).
- Die erste zürcherische Abendmahlsfeier im Grossmünster [13. April 1525]; Gedekrede. (Neue Zürcher Zeitung, 10. u. 12. April 1925).
- Zwinglis letztes Geisteserzeugnis. (Zwingliana. 1925, 2).
- Unsere öffentliche Bibliothek der Pestalozzi-Gesellschaft. (Neue Zürcher Zeitung, 15. April 1926).
- Ein Bibliothek-Jubiläum [Nationalbibliothek in Wien]. (Neue Zürcher Zeitung, 7. Aug. 1926).
- Dr. Hans Barth, 1871–1926. (Neue Zürcher Zeitung, 8. Sept. 1926).
- Zu unserer Tafel (Werner Steiner). (Zwingliana. 1926, 2).
- Ein schweizerisches Gesamtzuwachsverzeichnis. (In: S. E. u. Helen Wild: Über Gesamtkatalogisierung; Publikationen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. VII, 1926; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Schweizerisches Bibliothekwesen. (Bibliotheksleben; organ der Centrale Vereeniging voor openbare leeszalen en bibliotheken. 12, 1927).
- Dr. h. c. Martin Schindler. (Neue Zürcher Zeitung, 24. Mai 1927).
- Ein bibliothekarischer Sorgenkind der Schweiz: Der schweizerische Gesamtkatalog. (Neue Zürcher Zeitung, 24. Sept. 1927).
- [Auszug aus dem] Bericht über Besprechungen betr. internationalen Zusammenschluß der nationalen Bibliothekarenverbände, Edinburgh 28./30. Sept. 1927. (Nachrichten der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. 1927, 8).
- Was es in einer Bibliothek zu tun gibt; Vortrag, gehalten vor der Gesellschaft d. Freunde der Zentralbibliothek. Zürich 1928. (Abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Zu unsern Bildern (Simon Grynaeus, 1493–1541; Schaffhausen, alt. Stadtansicht aus Stumpfs Schweizerchronik, 1548). (Zwingliana. 1929, 1).

- Vom Weltkongreß der Bibliothekare [Rom 1929]. (Neue Zürcher Zeitung, 24. u. 25. Juli 1929).
- Zum Gedächtnis des Marburger Religionsgesprächs 1529. (Neue Zürcher Zeitung, 24. Sept. 1929).
- Schweizerisches Bibliothekwesen. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 46, 1929 u. Publikationen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. IX, 1929; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- [Besprechung von] Jean Gaspard Lavater; études sur sa vie et sa pensée jusqu'en 1789, par Olivier Guinaudeau, Paris 1924. (Zeitschrift für Schweiz. Geschichte. IX, 1929/30).
- Wilhelm v. Wyß. (Vierteljahrschrift der Naturforsch. Gesellschaft. Zürich. 75, 1930).
- Zum Gedächtnis an Wilhelm von Wyß, 1864–1930. (Neue Zürcher Zeitung, 9. Febr. 1930).
- [Besprechung von] Die wissenschaftliche Stadtbibliothek, von Georg Leyh, Tübingen 1929. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 47, 1930).
- Dr. h. c. Wilhelm Caspar Escher. (In: Die Schweiz; e. nationales Jahrbuch, hg. v. der Neuen Helvet. Gesellschaft. 1931).
- Gerold Meyer von Knonau, 1843–1931. (Neue Zürcher Zeitung, 24. u. 25. März 1931).
- Ulrich Zwingli. (Schweizer Illustr. Zeitung, 8. April 1931).
- Ein unbekannter Holzschnitt über [die Schlacht von] Marignano. (Neue Zürcher Zeitung, 6. Juni 1931).
- Zwingli als Staatsmann. (Zwingliana. 1931, 1/2; ebenso in: Suldrych Zwingli; zum Gedächtnis seines Todes, 11. Oktober 1531, Zürich 1931).
- Wilhelm v. Wyß, 1864–1930. (Zürcher Taschenbuch. 1932).
- Zur Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs. (Nachrichten der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. N.F. 25, 1932).
- Bibliothekarische Ferienturse. (Nachrichten der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. N.F. 27, 1932; ebenso in: Publikationen der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. 12, 1933).
- [Besprechung von] Gesamtkatalog der Preussischen Bibliotheken . . .; hg. v. der Preuss. Staatsbibliothek. Bd I, Berlin 1931. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 49, 1932).
- Gerold Meyer v. Knonau, 1843–1931. (96. Neujahrsblatt z. Besten des Waisenhauses in Zürich für 1933).
- Entstehung und Entwicklung des Zwinglivereins. (Zwingliana. 1933, 1).
- [Besprechung von] Zürcher Ehegericht und Genfer Konsistorium; I: Das Zürcher Ehegericht und seine Auswirkung in der deutschen Schweiz zur Zeit Zwinglis, von D. Dr. Walthar Köhler, Leipzig 1932. (Zwingliana. 1933, 2).
- Aus dem amerikanischen Bibliothekwesen. (Buch u. Volk. 3, Luzern 1933).
- Bibliothekarische Reise-Erinnerungen; eine Plauderei. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 50, 1933).
- Switzerland. (In: Popular Libraries of the world; ed. by Arthur E. Bostwick. Chicago 1933).
- Das neue Pestalozzihaus in Zürich. (Zürcher Monats-Chronik. 1933; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- [Besprechung von] Internationale Bibliographie des Buch- und Bibliothekswesens, von Joris Vorstius u. Erwin Steinborn. Jahrgang VI, Leipzig 1932. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 50, 1933).
- Ricarda Such an der Stadtbibliothek Zürich. (In: Ricarda Such; Persönlichkeit u. Werk in Darstellungen ihrer Freunde, Berlin-Zürich 1934).
- [Besprechung von] Politik der Bücherei, von Paul Ladewig, 2. Aufl. Leipzig 1934. (Neue Zürcher Zeitung, 2. Febr. 1934).
- Die Bibliotheca universalis Konrad Geßners. (Vierteljahrschrift der Naturforsch. Gesellschaft in Zürich. 79, 1934; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Der Bibliothecarius quadripartitus des Joh. Heinrich Hottinger (1664). (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 51, 1934; abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).
- Eine Rechtfertigung Zwinglis wegen übler Nachrede gegen Bern. (Zwingliana. 1934, 2).
- Die schweizerischen Bibliotheken. (In: Die Schweiz; e. nationales Jahrbuch, hg. von der Neuen Helvet. Gesellschaft. 1935).
- Ein amtlicher Bericht über die schweizerischen Bibliotheken aus der Zeit der Helvetik. (Festschrift Gustav Binz, Basel 1935; abgedruckt ohne die Einleitung in der Festgabe S. E. 1937).
- [Besprechung von] Das Zwinglibild des Protestantismus im Wandel der Zeiten, von Kurt Guggisberg; Quellen u. Abhandlungen zur Schweiz. Reformationsgeschichte. VIII, Leipzig 1934. (Zwingliana. 1935, 1).

- Traugott Schieß †. (Zwingliana. 1935, 1).  
 Dr. h. c. Paul Römer †. (Zwingliana. 1935, 2).  
 Die Familie Escher von Zürich; Dokumente aus  
 ihren Anfängen 1289–1400; zusammengestellt  
 von H. E. Als Mskr. f. die Familie gedruckt.  
 (Zürich) 1935.  
 Vortrag vor der Familie Escher vom Glas an  
 der Zusammenkunft vom 31. August 1935  
 [über die Geschichte der Familie Escher]. Als  
 Mskr. f. die Familie gedruckt. (Zürich 1935).  
 Die schweizerischen Bibliotheken in der Zeit der  
 Helvetik, 1798–1803. (Zeitschrift f. Schweiz.  
 Geschichte. 16, 1936; abgedruckt in der Fest-  
 gabe S. E. 1937).  
 Hermann Wartmann (1835–1929). 2. Teil:  
 Die Mannesjahre. (77. Neujahrsblatt hg.  
 vom Historischen Verein des Kantons St.  
 Gallen). St. Gallen 1937.  
 Joh. Caspar Hirzel zum Rech als eidgenöss.  
 Landvogt der Grafschaft Baden, 1779–1782.  
 (Zürcher Taschenbuch. 1937).  
 Konrad Gehner über Aufstellung und Katalo-  
 gisierung von Bibliotheken. (In: Mélanges  
 offerts à M. Marcel Godet, Neuchâtel 1937;  
 abgedruckt in der Festgabe S. E. 1937).  
 Georg Rudolf Zimmermann † (P. Benedikt  
 Maria S., O. Carm.). (Neue Zürcher Zei-  
 tung, 16. Aug. 1937).

## II. Zur Biographie

Zum 60. Geburtstag 1917:

- Schulthess, Ludwig. Zürcherische Kirchen, Bur-  
 gen und Schlösser: Hermann Escher als Fest-  
 gabe z. 60. Geburtstag gewidmet. Zürich 1917.  
 Glückwunschartikel von F. B[urchard]dt. (Neue  
 Zürcher Zeitung, 27. Aug. 1917).

Zum 70. Geburtstag 1927:

- Festgabe D. Dr. Hermann Escher zum 70. Ge-  
 burtstage, 27. Aug. 1927, dargebracht von  
 Freunden und Kollegen. Zürich 1927. Darin:  
 Wyß, Wilh. v. Erinnerungen an alte Zeiten  
 auf der Stadtbibliothek Zürich. – Godet,  
 Marcel. H. E. et les bibliothèques suisses.  
 – Wild, Helen. S. E. und die Schweiz. Volks-  
 bibliotheken. – Berchem, Victor van. H. E.  
 historien.

Festgabe des Zwinglivereins zum 70. Geburts-  
 tage seines Präsidenten Hermann Escher.  
 27. Aug. 1927. Zürich 1927. Darin: Wild,  
 Helen. S. E. und der Zwingli-Verein.

Strohl, [Jean]. Naturwissenschaft und Bücher-  
 wesen; Festgabe Herrn Dr. Herm. Escher an  
 seinem 70. Geburtstag zugeeignet. (Viertel-  
 jahrschrift der Naturforsch. Gesellschaft Zü-  
 rich. 72). Zürich 1927.

Glückwunschartikel in Zeitungen u. Zeitschriften:  
 Neue Zürcher Zeitung, 27. Aug. 1927; Zü-  
 richseezeitung, Nr. 198; Zürcher Volkszei-  
 tung, Nr. 200; Kirchenbote, Nr. 9; Schweiz.  
 Gutenbergmuseum. 13, 1927.

Zum 50jährigen Amtsjubiläum 1931:

- Glückwunschartikel in Zeitungen u. Zeitschriften:  
 Zentralblatt f. Bibl.wesen. 48, 1931; Neue  
 Zürcher Zeitung, 12. Jan. 1931; Neue Zürcher  
 Nachrichten, Nr. 10; Nachrichten der Ver-  
 einigung Schweiz. Bibliothekare. N.F. 17, 1931.

Zum 80. Geburtstag 1937:

- Escher, Hermann. Ausgewählte bibliotheks-  
 wissenschaftliche Aufsätze; zum 80. Geburts-  
 tage des Verfassers hg. von der Zentral-  
 bibliothek Zürich u. der Vereinigung Schweiz.  
 Bibliothekare [Umschlagtitel]: Festgabe S. E.  
 zum 80. Geburtstag dargebracht. Zürich 1937.

Zwingliana 1937, Nr. 1: D. Dr. Hermann  
 Escher zum 80. Geburtstage [gewidmet vom  
 Zwingli-Verein]. Zürich 1937.

Ackerknecht, Erwin. Gottfried Keller. Hermann  
 Escher in Zürich, dem liebevollen Pfleger des  
 Kellerschen Erbes in verehrungsvoller Freund-  
 schaft, 27. Aug. 1937. (Das deutsche Leben.  
 V). Berlin 1937.

Glückwunschartikel in Zeitungen u. Zeitschriften:  
 Neue Zürcher Zeitung, 27. Aug. 1937; Zü-  
 richseezeitung, Nr. 197; Tagesanzeiger, Nr.  
 200; Landbote, Nr. 198; Zürcher Monats-  
 chronik, Nr. 10; Zürcher Taschenbuch. 1938.  
 Basler Nachrichten, Nr. 233.

Nekrologe und Erinnerungsschriften 1938–1939:

- Zum Andenken an Dr. phil. u. theol. h. c. Herm. Escher, geb. 27. Aug. 1857, gest. 3. April 1938; Bestattungsfeier im Grossmünster am 6. April 1938. Zürich 1938.
- Burckhardt, Felix. Hermann Escher als Bibliothekar. (Neue Zürcher Zeitung, 7. April 1938).
- Burckhardt, Felix. D. Dr. Hermann Escher 1857–1938. (Zentralblatt f. Bibl.wesen. 55, 1938).
- Burckhardt, Felix. Hermann Eschers Werdegang zum Historiker. (Zürcher Monatschronik. VII, 1938).
- Böhler, Walther. Hermann Escher †. (Zwingliana 1938, 1; S.-N. u. d. Titel: Hermann Escher als Präsident des Zwinglivereins. Zürich 1938).
- Largiadèr, Anton. Hermann Escher als Historiker. (Neue Zürcher Zeitung, 7. April 1938;

ebenso in: Zum Andenken an Dr. phil. u. theol. h. c. Herm. Escher . . .; Bestattungsfeier, Zürich 1938).

- Largiadèr, Anton. Hermann Escher, 1857–1938. (Zürcher Taschenbuch. 1939).
- Burckhardt, Felix. Hermann Escher, 1857–1938. (Neujahrsblatt der Zentralbibliothek Zürich. VII). Zürich 1939.
- Nekrologe in Zeitschriften: Bibliothekleben. 1938, 5 von E. P. Sevensma; Die Bücherei. 1938, 4 von Erwin Ackerknecht; Nachrichten der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare. 1938, 3 von Felix Burckhardt u. Frederic Gardy, mit dem von H. Escher 1932 aufgezeichneten Lebenslauf; Nordiskt Tidsskrift för bok- och biblioteksväsen. 1938, 2 von Isak Collijn.
- Nekrologe in Zeitungen: Neue Zürcher Zeitung. 1938, Nr. 603 u. 627, Landbote, Nr. 79; Tagesanzeiger, Nr. 83; Basler Nachrichten, Nr. 93; St. Galler Tagblatt, Nr. 162; Thurgauer Zeitung, Nr. 81; Evang. Soziale Warte, Nr. 8.



**Sraftur**